

November 11/88 2 DM

DAS JUGENDMAGAZIN

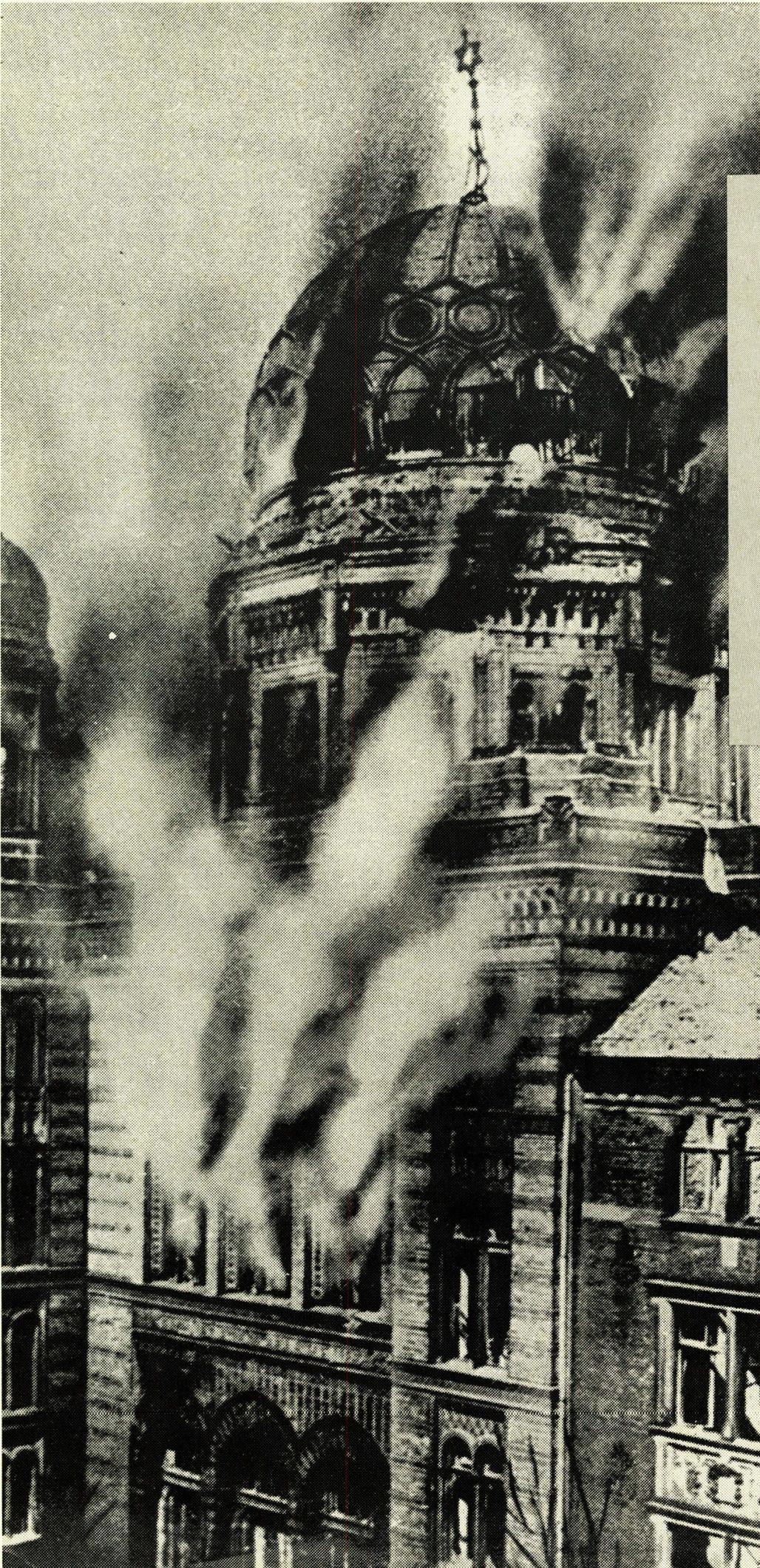
e!ean

Eifersucht: Wenn Partnerinnen zum Eigentum werden ... **Sowjetunion:**

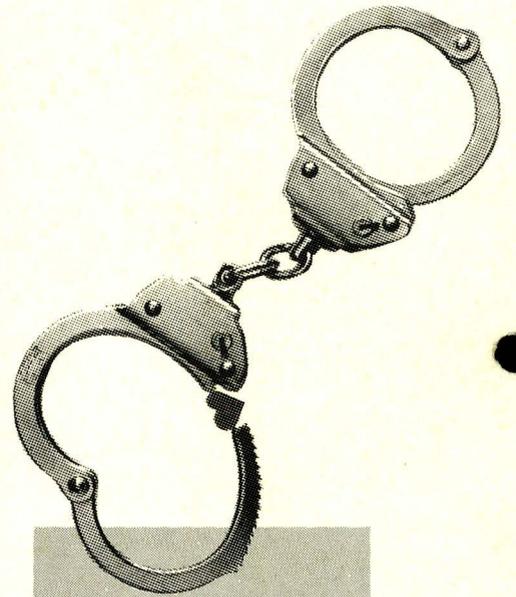
Scheitert die Perestroika am Patriarchat? **Pro und Contra:** Soziales Pflichtjahr für Mädchen



1938
DEUTSCHE
GESCHICHTE
1988



50. Jahrestag der Reichspogromnacht am 9. November: Synagogen brannten, sechs Millionen Juden wurden enteignet, verfolgt und ermordet. Was geschah damals? Was haben „Hertie“ und der „Kaufhof“ mit der „Arisierung“ zu tun? Biedere Stadtväter von heute vertuschen lieber die Vergangenheit, während sich die Neonazis darauf vorbereiten, ins Europaparlament einzuziehen. Beiträge zum Titelthema ab S. 4



Eifersucht hat es nicht immer gegeben und wird es nicht immer geben. Sie ist mit der Aufteilung der Gesellschaft in gegensätzliche Klassen und mit der Unterdrückung der Frau entstanden – und wird mit diesen wieder verschwinden. S. 16

DIESMAL IN elan

TITEL

ROTENBURG – EINE STADT VERTUSCHT IHRE VERGANGENHEIT

4

ELAN-INTERVIEW: PETER GINGOLD, JUDE UND KOMMUNIST

8

NEONAZIS: UNSERE ANGST IST IHRE STÄRKE

10

ARISIERUNG IM DRITTEN REICH

12

LEBEN UND KULTUR

DER ETHNO-MUSIK-BOOM

14

EIFERSUCHT

16

AKUTES UND CHRONISCHES

AUTO IN DER DISKUSSION

18

ELAN-DISKUSSION: SOZIALES PFLICHTJAHR FÜR MÄDCHEN

24

INTERNATIONAL

SCHWARZER ALLTAG IN SÜDAFRIKA

22

EL-SALVADOR-GEFÄNGNIS VON INNEN

28

UdSSR: SCHEITERT DIE PERESTROIKA AM PATRIARCHAT?

30

DISKUSSION IN DDR-JUGENDZEITUNG

34

KREUZ UND QUER

NEUIGKEITEN, TIPS, TERMINE, PLATTEN, FILME, BÜCHER

36

TITEL:

Gestaltung: M. Uras
Foto: Hedwig Pielsticker

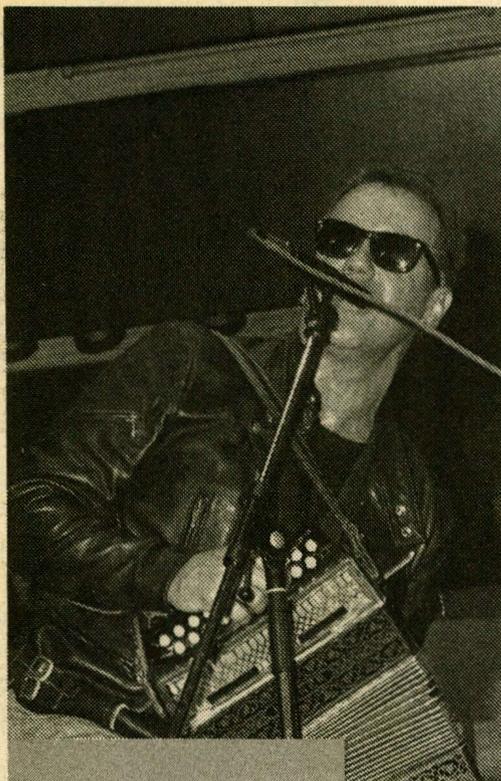
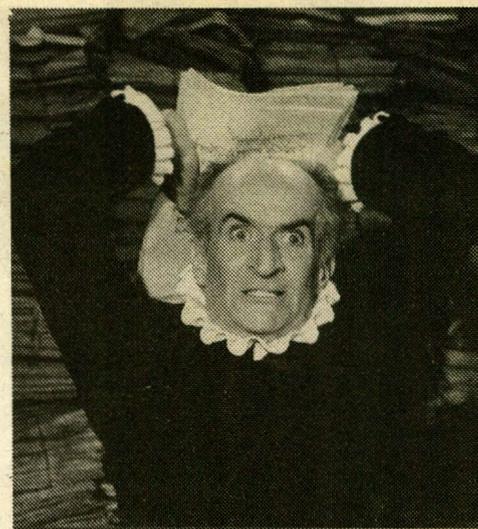


Foto: Almuth Böltz

Ethno-Musik ist mehr als Ofra Haza und Mory Kante. Hintergründe des Booms werden beleuchtet auf S. 14



Pro und Contra im Freizeitzentrum West in Dortmund: Jugendliche diskutieren über die geplante Einführung eines Sozialen Pflichtjahres für Mädchen. S. 24



Vorwarnung!

Die elan soll spannender, interessanter, besser werden. Wie? Darüber hat eine Diskussion unter Leserinnen und Lesern der elan begonnen. Darüber diskutieren die Redaktion und der Verlag der elan. Und darüber wird in der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ) diskutiert.

Der gute Wille reicht nicht. Deswegen haben wir uns an Fachleute für Grafik und Sprache, für Marketing und Vertrieb gewandt, die uns bei der Verbesserung der elan unterstützen. Darüber mehr in der Dezember-Ausgabe der elan. Dort wirst du auch eine Möglichkeit finden, umfassend deine Meinung zur elan loszuwerden – auf einem Fragebogen, der der Ausgabe beigeheftet sein wird. Wir sind gespannt auf deine Meinung. Datenschutz wird garantiert!

IMPRESSUM

elan wurde ausgezeichnet mit dem ersten Preis der Weltorganisation der Journalisten (WJO) für kämpferische Berichterstattung und Solidarität mit dem vietnamesischen Volk (1968) und mit dem Diplom des Weltbundes der Demokratischen Jugend (WBDJ) für besonderen Einsatz im antiimperialistischen Kampf für Frieden, Demokratie und sozialen Fortschritt (1973). HERAUSGEBERINNEN UND HERAUSGEBER: Birgit Radow, Vera Achenbach, Gerd Hertel. CHEFREDAKTEUR: Thomas Kerstan. STELLV. CHEFREDAKTEURIN: Anne Haage (verantwortl.). GESTALTUNG: M. Uras/ANIMA. ANSCHRIFT DER REDAKTION: Jugendmagazin elan, Postfach 130269, Asselner Hellweg 106 a, 4600 Dortmund 13, Telefon (0231) 27 1501-02, Telex 8227284. VERLAG UND ANZEIGENVERWALTUNG: VVG Verlags- und Vertriebsgesellschaft m.b.H., Postfach 101555, 4040 Neuss 1, Telefon (02101) 5 9030, Konto: Postgiroamt Essen 150107-435, Bankleitzahl 360 10043, Anzeigenleitung: Norbert Mayer. DRUCK: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Postfach 101053, 4040 Neuss 1. PREIS INLAND: Einzelpreis 2,- DM, einschließlich Mehrwertsteuer, Jahresabonnement 24,- DM einschließlich Zustellgebühr. ACHTUNG: Leserbriefe, Kritik und Anregungen direkt an die Redaktion schicken, Abo-Angelegenheiten und Adressenänderung an den Verlag!



Tobte als kleines Mädchen durch die Rotenburger Straßen: Hildegard Cohn, hier an der Hand ihres Vaters in der Einkaufsstraße Rotenburgs.

DER ZWEITE TOD DER FAMILIE COHN

Rotenburg an der Wümme, Kleinstadtidylle am Rande der Lüneburger Heide. Touristen fotografieren alte Fachwerkhäuschen, Bauern bieten die auf sandigem Boden gewachsenen Kartoffeln an. Getrübt wird das heile Bild nur von ein paar jungen Leuten, die unbequeme Fragen stellen: Wie war das damals unter den Nazis?

Kann in einer solchen Stadt jemand spurlos verschwinden? Ein paar Alte erinnern sich noch an die einzige jüdische Familie, die in Rotenburg gelebt hat, die Cohns. Was ist aus ihr geworden?

FRÜHJAHR 1985 Das persönliche Interesse an scheinbar ferner Vergangenheit löst in der Stadtverwaltung Hektik aus. Als die im Rat vertretene DKP das Schicksal der Cohns zum Sitzungsthema macht, bügelt Stadtdirektor Ernst Ulrich Pfeifer (CDU) ab: Die Cohns sind 1929 nach England ausgewandert. „Über eine Verfolgung der jüdischen Familie ist hier nichts bekannt.“

SPÄTSOMMER 1987 Der Gymnasiast Carsten Schiefer, aktiv in der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ), beschäftigt sich in der Schule mit dem Thema „Juden in Rotenburg“. Er kramt im Stadtarchiv und Kreisarchiv, Stellen also, die auch der Stadtverwaltung mühelos zugänglich sind, und findet Belege, die Pfeifers Auswanderungstheorie als bequeme Lüge entlarven.

Eine Steuerliste Rotenburger Juden führt den Kaufmann Hermann Julius Cohn bis 1938. Im „Rotenburger Anzeiger“, der damaligen Tageszeitung, sind Inserate des Geschäftes Cohn und der Konkursvermerk aus den



Hätte bedenkenlos ein Aids-KZ errichtet: Rotenburgs Stadtdirektor Ernst Ulrich Pfeifer (CDU)

Geschichtsbewußtsein ist nicht seine Stärke. Elegant gekleidete „Tempo“-Redakteure stellten sich dem Enddreißiger Pfeifer im Herbst '87 als Manager einer „Investmentgesellschaft“ vor. Sie suchten angeblich geeignetes Gelände für ein geschlossenes, bewachtes Lager, wo Aids-Kranke medizinisch betreut werden. Dabei zeigten sie Pfeifer und Oberbaurat Thiele neu beschriftete Pläne des KZ Sachsenhausen, das an seiner dreieckigen Bauweise, und den Wachtürmen erkannt werden kann. Fünfhundert Arbeitsplätze sollten für die Gemeinde herauspringen. Dienstteifrig begaben sich Pfeifer und Thiele ans Werk, boten günstiges Gelände an und priesen Rotenburg als erholsame Gegend.

Durchführung der Judenkontribution

Zu einem Runderlaß an die Finanzämter hat der Reichsfinanzminister weitere Richtlinien für die Durchführung der Judenvermögensabgabe gegeben. Sie wird so lange erhoben, bis der volle Betrag von einer Milliarde Reichsmark erreicht ist. Wenn daher der einzelne Jude, so heißt es in dem Erlaß, sich durch unrichtige Anmeldung seines Vermögens oder durch Nichtzahlung ganz oder teilweise seiner Abgabepflicht entziehen oder entzieht, so geht das nicht zu Lasten des deutschen Volkes, sondern nur zu Lasten der Juden untereinander.

„Hamburger Fremdenblatt“, 26. November 1938

Fußpläne, Hohensonne
Briefe Eimsbüttelerstr. 44
Ariernachweis St. Pauli

Beschaffung von Urkunden für Eheschließungen schnellstens. Ahnenforsch. Gänsemarkt 35, Tel. 35 49 74

„Hamburger Fremdenblatt“, Kleinanzeigen, 11. November 1938

Jahren 1933 und 1934 zu finden. In einer Liste des Regierungspräsidenten aus Stade ist die Familie Cohn bis 1939 vermerkt.

HERBST

1987

Auf Plakatwänden vor dem ehemaligen Geschäftshaus der Cohns stellt die SDAJ-Gruppe das bisher Aufgedeckte über die jüdische Familie aus. Die Cohns lebten seit 1781 in Rotenburg, betrieben in der Großen Straße eine Tuchhandlung und galten als alteingesessene, anerkannte Familie. Nach einer Zeitungsmeldung vom 3. April 1933 blieb auch ihr Geschäft von dem reichsweiten Boykott jüdischer Einrichtungen nicht verschont. 1934 wurden sie von den Nazis endgültig in den Bankrott getrieben, ihr Stammhaus wurde zwangsversteigert. Der geringe Erlös wurde der Sparkasse „in Treuhänderschaft“ übergeben und erst nach dem Krieg überlebenden Verwandten ausbezahlt.

Das Schicksal der Cohns ist beispielhaft. Schon lange vor dem Novemberpogrom 1938 hatten die Nazis damit begonnen, der jüdischen Bevölkerung die Existenz- und Überlebensräume zu nehmen. Ohne größere „Störungen“ und mit Gewinn für die deutsche Wirtschaft ließ sich die „Arisierung“ kleinerer und mittlerer Betriebe durchführen. Vom 1. Januar 1939 an war Juden der selbständige Betrieb eines Geschäftes untersagt.

NOVEMBER

1987

Zu einem Referat über die Judenverfolgung lädt die SDAJ den DDR-Geschichtsprofessor Horst Pätzold nach Rotenburg ein. Der Historiker erinnert sich später beim Bier an einen Kreis Exildeutscher in London. Über diese Gruppe könnte eventuell etwas über noch lebende Mitglieder der Familie Cohn in Erfahrung gebracht werden.

Die SDAJ fordert die Anbringung einer Gedenktafel am ehemaligen Haus der Cohns. Der Rat reagierte nicht, obwohl Carsten Schiefer dem Stadtdirektor inzwischen die Schriftstücke über die Cohns vorgelegt hat.

DEZEMBER

1987

In der Rotenburger Tageszeitung steuert der Heimatforscher Dr. Wolf Fakten zu der Familie Cohn bei. Er fachsimpelt, ob die jüdische Familie eher kaiser- oder königstreu war. Im März 1897 nämlich, als die Rotenburger den 100. Geburtstag Kaiser Wilhelm I. feierten, zierten die Cohns ihr Schaufenster mit einem in Mannesgröße nachgebildeten Kaiser-Denkmal. Zudem erinnerte Wolf an den Leidensweg des Unterstedter Bibelforschers Willi Sommerfeld, der ebenfalls von den Nazis verfolgt wurde.

FEBRUAR

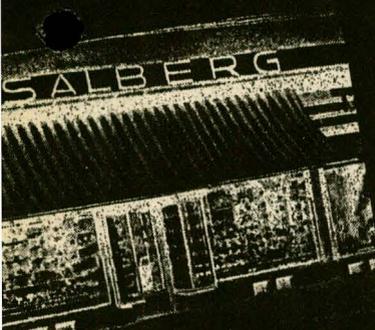
1988

In einem Leserbrief erinnert der Rotenburger Michael Quelle an ein weiteres Opfer der Nazi-Herrschaft. Der behinderte Sohn einer Rotenburger Familie wurde im Rahmen der „Kinder-Euthanasieaktion“ 1943 in Lüneburg ermordet. Bei dieser „Aktion“ wurden über 6000 behinderte Kinder in sogenannten „Kinderfachabteilungen“ von Landeskrankenhäusern durch Medikamente und Todesspritzen umgebracht. Stadtdirektor Pfeifer: „Für die Euthanasieopfer gibt es aber schon einen Gedenkstein im Krankenhaus der Diakonie!“

MÄRZ

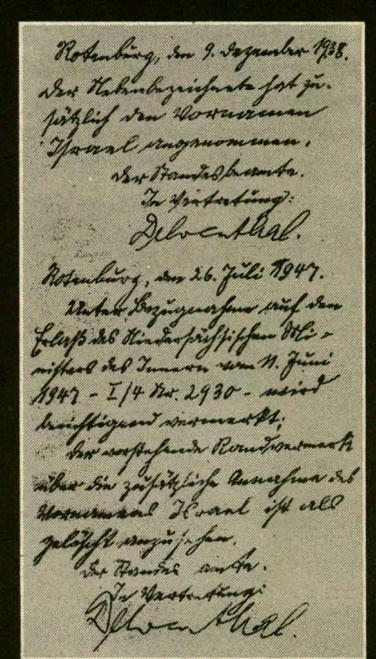
1988

Pätzold findet Hildegard Cohn, die überlebende Tochter der jüdischen Familie. Die heute 69jährige lebt in Greifswald/DDR. Hildegard lädt die SDAJler ein, sie zu besuchen.



Et ist immer noch da
erbüchelte Judencamshlaben Salberg am Jungfernstieg 34

Unter der Überschrift „Charakterlose Frauen als Judengenossen – Aufklärung tut not“ hetzt der „Stürmer“ im Juni 1938 gegen Juden und Frauen, die bei Juden einkaufen.



Rotenburg, den 9. November 1938.
Der Nebenstehende hat zusätzlich den Vornamen Israel angenommen.
Der Standesbeamte
in Vertretung:
Dehrental.

Rotenburg, den 26. Juli 1947.
Unter Bezugnahme auf den Erlaß des niedersächsischen Ministers des Innern vom 11. Juni 1947/1/4 Nr. 2930 – wird berichtigend vermerkt:
Der vorstehende Randvermerk über die zusätzliche Annahme des Vornamens Israel ist als gelöscht anzusehen.
Der Standesbeamte
in Vertretung:
Dehrental.

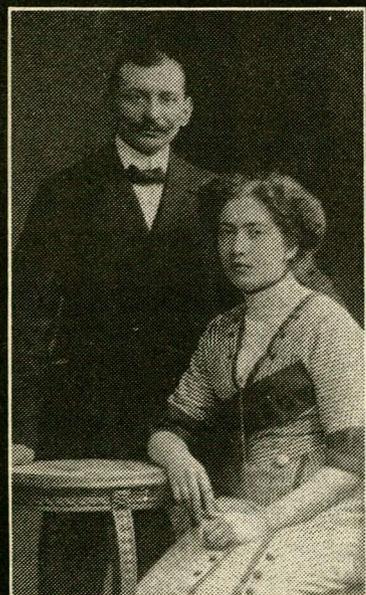
Der Vater des Juden ist der Teufel
Jesus Christus

Der „Stürmer“ zum Reichsparteitag
1935



„Eines Tages kam Agnes Vollmer, Besit-
zerin einer kleinen Gärtnerei zu meinem
Vater und wollte sich hundert Mark pum-
pen. „Ausgerechnet von einem Juden, der
gerade pleite gemacht hat? fragte mein
Vater. „Die Juden haben immer Geld“, war
die Antwort.“

Hildegard Cohn erzählte von ihren Erleb-
nisse unter der Naziherrschaft.



Gertrud Cohn und ihr Mann Hermann
Julius in Pose.

Auf Flugblättern fordert der „Schutz-
und Trutz-Bund“: „Schafft die Juden-
Zeitungen ab“ und beschwört das Ge-
spenst „jüdischer Zinsknechtschaft“
herauf.

**Deutsche, macht Euch frei von
der jüdischen Zinsknechtschaft!**
Die Völker aller Zellen haben den unerträglichen Druck der jüdischen
Beldhererschaft empfunden und sich wieder emporarbeiten will.
Ihr in der Zinlesenswirtschaft.
Deren Befehlsgewalt durch gezielte Regelung des Geldwesens ist uner-
träglich. Darum ist die Erhebung übermäßiger Zinsen zu verbieten, dagegen die
unabhängige Schuldentilgung durch Zinszahlung geleistet werden soll.
Ihr, wenn das deutsche Volk wirtschaftlich sich wieder emporarbeiten will,
so kann dem jüdischen Wucher und Zinsunwesen ein
auch kann das Volk von der Zinsknechtschaft befreit werden.
es Salz in der Suppe sein.

**APRIL
1988**

**Selbst die regionale Tagespresse
in Rotenburg ereifert sich mittlerweile
über Pfeifers angebliche Unwissen-
heit. Das, was Carsten Schiefer über die Cohns ans Ta-
geslicht brachte, hätte auch der CDU-Stadtdirektor mü-
helos mit einem Blick ins Stadtarchiv herausfinden kön-
nen.**

**Pfeifer schaltet auf stur; er beharrt gegenüber der Lokal-
presse noch immer auf seiner Auswanderungstheorie.**

**MAI
1988**

**Carsten Schiefer und Nils Borchert
fahren nach Greifswald und besuchen
Hildegard Cohn. Die alte Dame hat
nichts von damals vergessen. Sie erzählt, was sich in Ro-
tenburg während der Nazi-Herrschaft abgespielt hat.**

Mit dem Boykotttag im April 1933 begann der Rück-
gang des Geschäftes der Cohns. „Zwei SA-Männer stan-
den vor unserem Haus Posten, um die Leute am Betreten
zu hindern. Vom gegenüberliegenden Café aus wurde be-
obachtet, wer bei uns einkauft.“ An einen der SA-Männer
kann sich die Tochter noch erinnern, er hieß Grünewald.
Ihre Eltern hatten ihn wegen Unterschlagung fristlos ent-
lassen. „Der Verkäufer Müller lief frech in SA-Uniform im
Laden herum. Er sah sich wohl schon als Geschäftsinha-
ber.“

Nach der Zwangsversteigerung des Hauses mußte
Hermann Cohn den Lebensunterhalt als Hausierer in um-
liegenden Gemeinden verdienen. Per Fahrrad fuhr Hilde-
gards Vater zu den Bauern, um Textilwaren zu verkaufen.
Er kannte die Kunden alle gut und war der Meinung, daß
viele nur aus Mitleid bei ihm kauften. Viele Menschen zo-
gen sich von ihren Eltern zurück, erzählt die Tochter:
„Angst spielte dabei eine große Rolle.“

1938 änderte die Hitler-Regierung die Gewerbeord-
nung: Hausieren war von nun an für Juden auch verbo-
ten. Hildegard wanderte 1939 nach England aus, ihre
Schwester Erna war bereits 1937 vor den Nazis nach Bo-
gota/Columbien geflohen.

In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 zogen
SA-Horden überall im Deutschen Reich durch die Straßen
und tobten ihren Judenhaß aus. Unter Aufsicht der Feuer-
wehr brannten sie jüdische Gotteshäuser nieder. 20 000
jüdische Männer wurden in Konzentrationslager ver-
schleppt. Ohne daß die Polizei einschritt, verwüsteten
und plünderten die Nazis Geschäfte und Wohnungen von
Juden. Das Ehepaar Cohn, erinnert sich die Tochter, wur-
de von der Polizei für diese von den Nazis so genannte
„Reichskristallnacht“ in das Rotenburger Gefängnis ge-
sperrt.

Den Überlebenden Juden preßte die Reichsregierung
neben der Verpflichtung, den von SA und SS angerichte-
ten Schaden selbst zu ersetzen, eine als „Kontribution“
bezeichnete Strafe über eine Milliarde Reichsmark ab,
die mit der angeblich „feindlichen Haltung des Juden-
tums“ begründet wurde. Die wirtschaftliche Lage war für
das Ehepaar Cohn in Rotenburg inzwischen aussichtslos
geworden.

**JULI
1988**

**Stadtdirektor Pfeifer wird von der
SDAJ mit den inzwischen gesammel-
ten Fakten konfrontiert. Wie konnte
es dazu kommen, daß die Stadt solange offiziell an der
Theorie festhielt, die Cohns seien 1929 „ausgewandert“?
Des Stadtdirektors lapidare Antwort: „Das war wohl ein
Tippfehler. So ist 1939 zu 1929 geworden.“**

Name:	Agnes Vollmer
Kennnummer:	1 0000
Wichtig ist:	23. August 1933
Ort:	Leipzig
Vorname:	Hildegard Cohn
Geburtsort:	23. Juli 1911
Geburtsort:	Hildegard Cohn
Beruf:	Friseurin
Unseriöser Kontaktperson:	Hildegard Cohn
Verlässliche Kontaktperson:	Hildegard Cohn
Erreichte Ergebnisse:	Hildegard Cohn

Erst stempelten die Nazis ein unüberseh-
bares „J“ in den Ausweis, später mußte
ein großer, gelber Judenstern an der Klei-
dung getragen werden.

Spontane anti-

Nach Bekanntwerden des Abnehmens des di-
feine jüdische Mörderhand niederkasteten d
schen Diplomaten vom Rath haben sich
ganzen Reich spontane jüdenfeindliche An-
gebungen entwickelt. Die tiefe Empörung
des Volkes machte sich dabei auch vielfach
starken antijüdischen Aktionen Luft.

Bekanntmachung!
Um Irrtümer zu vermeiden, weise
ich darauf hin, daß mein Geschäft
seit Gründung arisch war und ist.
Damen-Frisier-Salon
Spickenagel
Eimsbütteler Chaussee 59-61. (A)

„Hamburger Fremdenblatt“, 14. Novem-
ber 1938



„Jeder Volksgenosse lehnt es ab, Klei-
dung vom Konfektions-Juden zu tra-
gen.“ Die „deutsch-arischen“ Fabrika-
nten wittern Umsätze.

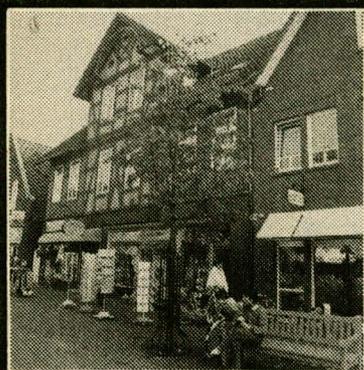
Der „Stürmer“, Januar 1938

hat d
lini
möge
hoben



th Rundgebungen

„Hamburger Fremdenblatt“, 10. November 1938



Fußgängerzone in Rotenburg – wo heute Krimskrams angeboten wird, verkaufte die jüdische Familie Cohn bis 1934 Stoffe.

Nur Garantie
für arisches Erzeugnis
wenn
außerdem das Adefa-Etikett
in das Kleidungsstück
eingenäht ist.

„Hamburger Fremdenblatt“, 26. November 1938

Durchführung Judenkontribution

dem Runderlaß an die Finanzämter
Finanzminister weitere Nicht-
für die Durchführung der Judenver-
gabe gegeben. Sie wird so lange er-
der volle Betrag von einer Milliarde
erreicht ist. Wenn daher der einzelne
dem Erlaß, sich durch

SEPTEMBER 1988 In einem elan-Interview plappert der Enddreißiger Pfeifer bereitwillig die Daten über die Cohns nach, die Carsten Schiefer und Nils Borchert zusammengetragen haben. Mit bemerkenswerten Schlenkern allerdings. Die Cohns waren, so Pfeifer, „eine ganz normale Familie mit einer ganz normalen Entwicklung“.

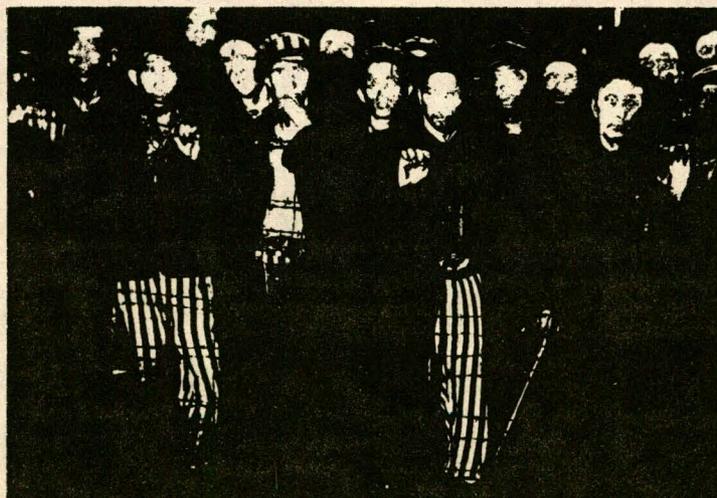
Das jüdische Ehepaar, erklärte Pfeifer souverän, sei dann 1939 nach Berlin „gezogen, weil es da noch Arbeitsmöglichkeiten für Juden gab. Gertrud Cohn hat dort bei Siemens eine Stelle gefunden.“ Genau vierzehn Tage vor diesem Interview brachte der „Spiegel“ den zweiten Teil einer Serie über die Judenverfolgung. Dort steht, Pfeifer offensichtlich unbekannt: „Für ein ‚vordringliches Fertigungsprogramm des Nachrichtenwesens‘ benötigte die Firma Siemens & Halske in Berlin 400 Frauen. Der Bedarf wurde durch jüdische Zwangsarbeiterinnen gedeckt, die in ‚abgesonderten Räumen‘ beschäftigt wurden. Insgesamt waren etwa 30 000 Juden im Alter zwischen 15 und 65 Jahren Anfang 1941 zwangsverpflichtet worden.“* Pfeifer ist sich keiner Verschweigeschuld bewußt: „Es ist die Frage, wie aktuell so was eigentlich ist.“

Die Aktualität stellt sich schnell her. In den vergangenen zwölf Monaten fanden zwei genehmigte Demonstrationen der neofaschistischen FAP in Rotenburg statt. Mit je einem Bus aus Hamburg und Dortmund reisten rund hundert Neonazis im März nach Rotenburg. Etwa dreihundert Personen demonstrierten gegen die FAP und forderten das Verbot der Partei.

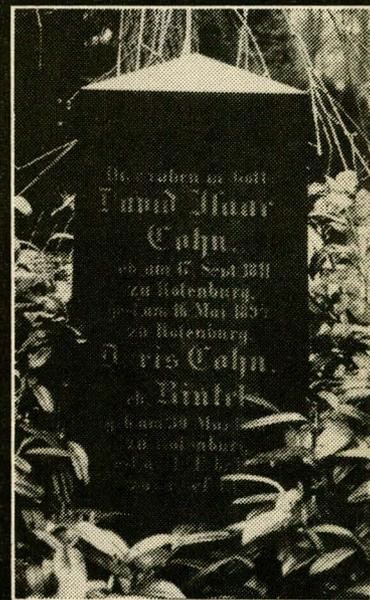
SPD-Bürgermeister Bodo Reke gibt sich offen: „Bei uns können Links- und Rechtsextremisten öffentliche Räume bekommen.“ Er persönlich habe nicht gelernt, „mit der Faust“ zu kämpfen: „Man hat mir beigebracht, daß das Gewaltmonopol beim demokratischen Staat liegt.“ Die Verwaltungsmacht will er jedoch nicht dazu gebrauchen, um zum Beispiel eine neofaschistische Demonstration zu verbieten. Reke hofft auf selbstregulierende Kräfte: „Gott sei Dank ist bis jetzt nichts weiter passiert.“ Von seiten der Rechtsradikalen sei die Demo außerdem „zur Zufriedenheit der Polizei gelaufen, so bescheuert das jetzt klingen mag“. Das klingt nicht nur so.

Der Internationale Suchdienst Arolsen fand die letzte Station der Cohns heraus. Das Ehepaar wurde am 3. März 1943 durch die Geheime Staatspolizei Berlin mit dem 33. Osttransport zum Konzentrationslager Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Beate Schwedler



* Der Spiegel, 19. September 1988, S. 152f.



Ein Grab reicht nicht.

Gras sollte über die Geschichte der jüdischen Familie wachsen. Jetzt wollen alle einen Gedenkstein. Der Stein muß vor's Amtsgericht, mitten in die Stadt, finden Grüne, SDAJ, Gewerkschafter und DKP. Etwas versteckter, neben dem Kriegerdenkmal, möchte SPD-Bürgermeister Reke der Juden gedenken. CDU-Mann Pfeifer gibt Rätsel auf: „Meinen Vorschlag verate ich noch nicht.“

Gaubefehl
Anordnungen der Gauleitung der NSDAP, Düsseldorf

Rundschreiben Nr. 92/38
Ich verbiete hiermit den Ausdruck „Arisierung“
„Entjudung“, jüdische Betriebe werden „entjudet“.
Heil Hitler!
Florian Gauleiter.

Die Übernahme jüdischer Geschäfte

Vom 1. Januar 1939 ab wird es mit wenigen Ausnahmen keine jüdischen Einzelhandels- oder Handwerksbetriebe mehr geben. Daher muß die Arierisierung schnellstens vor sich gehen.

„Hamburger Fremdenblatt“, 23. November 1938

DEUTSCHE BANK

8. 5/38

Vorstand

Berlin, den 14. Januar 1938

An die

Direktionen unserer Filialen (Kopfstellen)

Umwandlung nichtarischer Firmen

Wir haben uns in letzter Zeit wiederholt mit Ihnen über die Behandlung unserer nichtarischen Engagements unterhalten und Ihnen erst vor einigen Tagen mitgeteilt, wie wir die künftige Entwicklung dieser Firmen beurteilen. Wir hörten darauf von Ihnen, dass Sie in dauernder Fühlungnahme mit diesen Unternehmen stehen und sich auf deren Wunsch bei der Arisierung zur Verfügung gestellt bzw. die Absicht haben, dies zu tun.

Diejenigen nicht-arischen Firmen, die zu Ihren debitorischen Kunden gehören, sind nichtarische Kreditoren für Sie, uns eine weitere Aufklärung über die Arisierung in der Frage kommt es uns im einzelnen, wie weit der Zweck dieser Unternehmungen gedenkt ist und überlegen, ob wir Sie in Anbetracht Ihrer Bemühungen und Wert darauf legen, dass die Ueberlegung von Ihnen ge-

gung behauptet und mit Ueberlegung taktisch, damit nicht durch gelöst werden, zu Verstimmungen aus- bezüglich vermieden werden, das muss natürlich

„MANCHE REDEN IMMER DAVON, DASS WIR DIE VERGANGENHEIT „BEWÄLTIGEN“ MÜSSEN. ICH KANN SIE DOCH NUR BEWÄLTIGEN, INDEM ICH BEGREIFE, WAS DIESE VERGANGENHEIT MÖGLICH GEMACHT HAT. ES MÜSSEN ALSO DIE GESELLSCHAFTLICHEN BEDINGUNGEN ÜBERWUNDEN WERDEN, DIE DEN FASCHISMUS MÖGLICH GEMACHT HABEN ...“

„NICHTS IST BEWÄLTIGT“

**elan-Interview:
PETER GINGOLD,
JUDE UND KOMMUNIST**

Als die Nazis aufmarschieren und alle öffentlichen Gebäude mit dem Hakenkreuz „schmücken“, ist Peter Gingold 16 Jahre alt. Der Sohn einer jüdischen Schneiderfamilie ahnt, daß dieser 30. Januar 1933, der Tag der Machtübertragung an Adolf Hitler, sein Leben verändern wird. Fünf Jahre später, in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, gehen 281 jüdische Synagogen in Flammen auf, werden rund 7500 Geschäfte demoliert und ausgeraubt, mehr als 200 Gebäude zerstört, rund 20 000 Männer werden in Konzentrationslager verschleppt – auf Befehl der Reichsregierung.

Tina Lorscheidt sprach mit Peter Gingold über die Hintergründe der sogenannten „Reichskristallnacht“, über Judenverfolgung und Widerstand im Dritten Reich:

elan: Die Reichspogromnacht am 9. November 1938 – oft verharmlosend „Reichskristallnacht“ genannt – war ein Höhepunkt der faschistischen Judenverfolgung seit 1933. Was war in den fünf Jahren vor der Nacht passiert, in der die Synagogen brannten?

Peter Gingold: Der Lebensraum der jüdischen Bevölkerung wurde von 1933 bis 1938 systematisch zerstört. Das begann mit dem Boykott der Geschäfte jüdischer Kaufleute am 1. April 1933. Kurze Zeit später wurden alle Juden aus öffentlichen Ämtern und dem kulturellen Leben entfernt, Berufsverbote für Juden eingeführt. 1935 wurden die Nürnberger Gesetze verordnet, die unter anderem die Heirat zwischen Juden und „Ariern“ verboten. Alle Juden bekamen Zwangsvornamen – die Männer „Israel“ und die Frauen „Sarah“, die Pässe aller jüdischen Mitbürger wurden mit einem „J“ gekennzeichnet. In den Nürnberger Gesetzen wurde die Judenverfolgung nicht mehr mit der Religionszugehörigkeit begründet, sondern mit der Rasse. Die Pogromnacht war der Auftakt zur sogenannten „Endlösung“ – zum Massenmord an mehr als sechs Millionen Juden in den Konzentrationslagern der Nazis.

Antisemitismus – keine Erfindung der Nazis

elan: Setzte sich niemand gegen die Judenverfolgung zur Wehr?

Peter Gingold: Die ersten, die verhaftet wurden und in „Schutzhäft“ kamen, waren die Angehörigen der Arbeiterbewegung: Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschafter. Damit wurden die Voraussetzungen für die Judenverfolgung geschaffen, denn in der Arbeiterbewegung gab es kaum Antisemitismus, und viele Kommunisten waren auch Juden. Jeder wußte auch, daß Rosa Luxemburg polnische Jüdin war. Die KPD hat sich immer mit den Juden solidarisiert, auch unter illegalen Bedingungen hat sie die Bevölkerung aufgerufen, die Verbrechen an den Juden nicht zuzulassen.

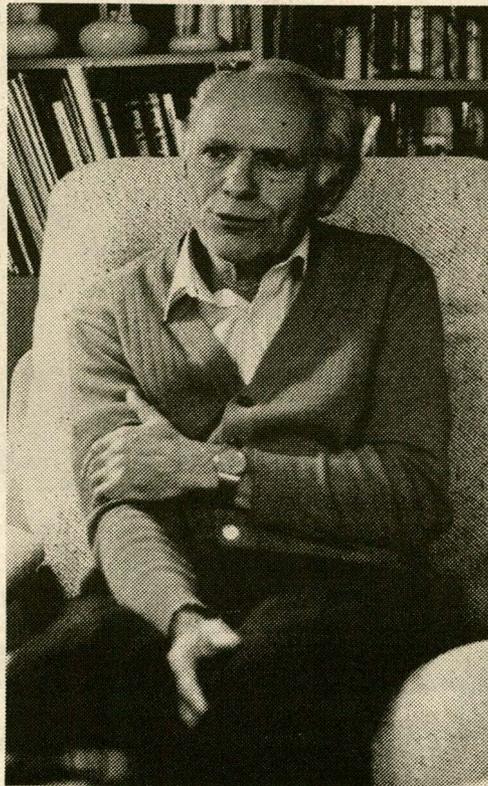
elan: Ist der Antisemitismus, die Judenverfolgung, eine Erfindung der Nazis?

Peter Gingold: Nein, schon im Mittelalter gab es einen christlich begründeten Judenhaß, nicht nur in Deutsch-

land. Die Juden mußten als Schuldige herhalten für Krisen, Hungersnöte, Kriege. Die Faschisten haben sich den vorhandenen Antisemitismus zu eigen gemacht und zur Staatsdoktrin erklärt – damit haben sie ihn massenwirksam gemacht. Sie nutzten damit die weitverbreitete Stimmung, daß das deutsche Volk eine überlegene Rasse sei. Schon im Kaiserreich gab es den Ausspruch: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.“

elan: Welche Funktion hatte der Antisemitismus für die Faschisten?

Peter Gingold: Die Bevölkerung sollte an eine „jüdische Weltverschwörung“ gegen das Deutsche Reich glauben. Sie waren das innere Feindbild, der Sündenbock, auf den alles Elend abgeschoben werden konnte. Der Terror gegen die Juden war außerdem Teil der Kriegsvorbereitungen im eigenen Land.



Peter Gingold – Leben und Widerstand in Stichworten:

Geboren am 8. März 1916 in Aschaffenburg. Kaufmännische Lehre in Frankfurt am Main. 1931 Eintritt in den Kommunistischen Jugendverband. Verhaftung im Sommer 1933, Abschiebung nach Frankreich. Mitarbeit in der Résistance, der französischen Widerstandsbewegung gegen den Faschismus. Mitbegründer der „Freien Deutschen Jugend“ 1936 im Exil. 1943 Verhaftung in Dijon, Folter – es gelingt ihm die Flucht. 1946 Rückkehr aus dem Exil. Peter Gingold wird Funktionär der KPD, beteiligt sich am Wiederaufbau der Bundesrepublik.

elan: Wie war es möglich, immer wieder Massentransporte in Konzentrationslager zusammenzustellen und Millionen Menschen dorthin zu verschleppen und zu ermorden? Wußten die Opfer nicht, was auf sie zukommen würde?

Peter Gingold: Die Mehrheit der Juden gaben sich der Illusion hin, tatsächlich woanders ein neues Leben aufbauen zu können. Sie konnten sich nirgends mehr frei bewegen, besonders in Deutschland nicht. Sie durften keine öffentlichen Transportmittel mehr benutzen, nur noch zu bestimmten Zeiten in bestimmten Geschäften einkaufen. So mußten sie stundenlang hin- und herlaufen, immer mit dem Judenstern an der Brust. Sie durften kein Radio hören, kein Fahrrad besitzen, sich nicht auf öffentlichen Parkanlagen hinsetzen. Sie hatten keine Arbeit, sie hungerten. Als sie abtransportiert wurden, versprach man ihnen Arbeit – sie hatten keine andere Wahl, als daran zu glauben.

Antifaschist – ein stiller Vorwurf

elan: Anfang 1946 bist du mit deiner Familie aus dem französischen Exil zurückgekehrt nach Frankfurt. Wie verhielt sich die deutsche Bevölkerung zu den Widerstandskämpfern, zu denen, die aus den Konzentrationslagern und aus dem Exil zurückkehrten?

Peter Gingold: Im Grunde waren wir nicht erwünscht. Immer wenn wir öffentlich auftraten und über unsere Vergangenheit sprachen, betrachteten die Menschen das als Vorwurf gegen ihr eigenes Verhalten. Wir erinnerten sie daran, daß sie mitgemacht hatten.

elan: Siehst du heute Gefahren für ein Wiederaufleben des Faschismus?

Keine Gnade für niemanden

Peter Gingold: Ich halte nicht die Neonazis für gefährlich, aber die ultrarechten Kräfte innerhalb von CDU/CSU. Deren Vorstellungen stimmen teilweise mit denen der Neonazis überein, darin sehe ich eine Gefahr. Vor allem die Ausländerfeindlichkeit wird von diesen Parteien geschürt. Und wenn sich die soziale Situation vieler Menschen weiter verschlechtert, wenn die Massenarbeitslosigkeit weiter ansteigt und der Lebensstandard vieler sinkt, dann haben diejenigen ein leichtes Spiel, die ähnliche Lösungen anbieten wie die Faschisten im Dritten Reich. Daß sich so etwas lawinenartig entwickeln kann, dafür ist der französische Rechtsextremist Le Pen ein Beispiel.

elan: Kanzler Kohl sprach einmal von einer „Gnade der späten Geburt“ ...

Peter Gingold: Eine solche Gnade kann es nicht geben, für keine Generation. Jede Generation muß wissen, was sich in der Vergangenheit ereignet hat. Denn sie ist verantwortlich dafür, was aufgrund dieser historischen Ereignisse heute zu tun ist. Manche reden immer davon, daß wir die Vergangenheit „bewältigen“ müssen. Ich kann sie doch nur bewältigen, indem ich begreife, was diese Vergangenheit möglich gemacht hat. Es müssen also die gesellschaftlichen Bedingungen überwunden werden, die den Faschismus möglich gemacht haben. Wer glaubt, daß wir die Vergangenheit bewältigen, indem wir Trauerfeiern anlässlich des 50. Jahrestages der Pogromnacht veranstalten und beweinen, was geschehen ist, dem sage sich: Nichts ist bewältigt.

Nachtdemos gegen Nazi-Skins in Hannover



ALLEIN MACHEN

SIE DICH

Zum Beispiel Hannover: Ein Brandsatz flog in der Nacht zum 9. September in

EIN

den Salvador-Allende-Club. Am Steintorplatz verprügeln rund hundert Skins regelmäßig junge Türken. Zur Strategie der Neonazis gehört, mit Gewalt Ausländer und Antifaschisten einzuschüchtern.

Das Feuer im Obergeschoß des SDAJ-Klubs entdeckten Besucher des Festes im Erdgeschoß gerade noch rechtzeitig und konnten es löschen, ohne daß größerer Schaden entstand. Den meisten SDAJlerInnen ist nach diesem Brandanschlag ziemlich mulmig zumute. Die Klubräume schützen und einen Alarmplan aufstellen, viel mehr können sie nicht tun, um solche Überfälle zu verhindern.

Ein über 80jähriger Kommunist schrieb der SDAJ: Er fühlte sich an die verbrecherischen Aktionen der SA im Nationalsozialismus erinnert und bot seine Unterstützung an.

„Checkerts“-Clique fängt Türken ab

Die Situation in Hannover ist in den letzten Monaten immer brenzlicher geworden. Seit sechs Wochen gibt es jeden Samstag Schlägereien zwischen Skins und jungen Türken. Die Diskothek „Checkerts“ am Steintorplatz ist Treffpunkt von Nazi-Skins, die erst Türken und Punks anmachen und rauswerfen. Dann fing eine „Checkerts“-Clique an, die meist türkischen Besucher des „Spielpalastes“ am Steintor vor der Eingangstür abzufangen und zu verprügeln. Die Türken haben mittlerweile von der ewigen Anmacherei die Nase voll und wollen sich nicht mehr vertreiben lassen. Sie wehren sich, treten ebenfalls in größeren Gruppen auf und schlagen zurück. Schließlich standen in jeden Samstag siebzig bis hundert Nazi-Skins und genauso viele ausländische Jugendliche am Steintorplatz gegenüber.

Die Autonomen reagierten fix

Die Autonomen reagierten fix und zogen am vierten Randallesamstag nachts zum Steintor. Ein Wochenende später, am 8. Oktober, demonstrierten fünfhundert Leute nachts mit der Losung „Ausländer bleiben, Nazis vertreiben“. Die Polizei nahm an diesem Wochenende zwölf Skins in Gewahrsam, einer wurde wegen Widerstandes festgenommen. Sichergestellt wurden Zaunlatten, Reizgassprühdosens, Schlagstöcke, Stuhlbeine, Gaspistolen und Signalstäbe. Es hätten mehr Demonstranten sein können, bedenkt man, wieviele Leute sich im linken Spektrum aktiv beteiligen. Die von den Skins ausgehende Gewalt zeigt bei einigen ihre Wirkung. Wenn von vornherein mit allen Demo-Teilnehmern abgesprochen wird, wie sich jede/r Einzelne verhalten kann, wenn die Neonazis gewalttätig werden, kann der Angst wirkungsvoll begegnet werden. In Hannover trieb die Eskalation der Gewalt auch etliche „Normalbürger“ nachts zum Steintorplatz. Mit einer Cola saßen sie bei McDonald's und verfolgten das Geschehen durch die Fensterscheibe. Einige trauten sich auf die Straße und feuerten die Schlägereien mit ausländerfeindlichen Parolen an. Ein Beispiel für das Klima im Land: Ausländer müssen als Sündenböcke für Krisen herhalten, Unzufriedenheit kann an ihnen ausgetobt werden.

„... könnten genauso gut zickezacke hoihoi brüllen“

Die Polizei spielt das Problem herunter. Die Schlägereien sind laut Pressesprecherin Renate Folberth auf die „Gewaltbereitschaft der beiden Jugendgruppen“ zurückzuführen. Die Mitglieder der „deutschen Gruppe“ brüllten zwar ausländerfeindliche Parolen und trugen Aufnäher wie „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein.“ Einen Hintergrund habe das jedoch nicht, beharrt die Polizeisprecherin, den 14- bis 18jährigen könne man eine politische Motivation schließlich schon wegen ihres Alters nicht unterstellen:



Was tun, wenn die Neonazis dich persönlich bedrohen?

Alle FreundInnen und Bekannte genau informieren über die Neonazi-Aktionen. Für den Fall der Wiederholung Telefonketten bilden, um schnell mit vielen eingreifen zu können.

Jede Aktion der Neonazis, am besten auch ihre Namen und Adressen öffentlich machen.

Jede Bedrohung, auch jede Nazi-Schmiererei bei der Polizei anzeigen.

Selbst herausfinden, wo die Neonazis wohnen. In einer größeren Gruppe kann man einen Gegenbesuch abstellen.

Jede Nazi-Schmiererei sofort überpinseln oder durch „Nazis raus“ ersetzen.

„Die sind auf Randalen aus. Statt ‚Ausländer raus‘ könnten die genauso gut ‚zickezacke hoihoi‘ schreien.“

Einzelne der Skins könnten zwar Neonazis sein, aber „Mitgliederlisten der FAP haben wir schließlich nicht, und es zählen bei der Polizei nur Fakten.“ Einen ernsthaften Versuch, Verbindungen zur organisierten Neonazi-Szene aufzuspüren, hat die Hannoveraner Polizei bisher nicht unternommen. Die Argumentation mit wertfreier „Aggressionsbereitschaft“ spart Anstrengung im Denken und beruhigt die Nerven: „Wir wissen nicht, wie's weitergeht und hoffen, daß die kalte Jahreszeit da ein bißchen die Brisanz rausnimmt.“

Drohbriefe und Telefonterror

Das Auftreten von Neonazis und deren Umfeld nehmen Polizei und Staatsanwaltschaft üblicherweise nicht ernst. Im Hannoveraner Bornemann-Prozeß, in dem vier FAP-Nazis wegen Mordes an einem ehemaligen FAP-Mitglied vor Gericht standen, drehte sich die Ermittlung tagelang um die Menge des Alkohols, der getrunken wurde.

Ähnliche Erfahrungen mit der Staatsgewalt machen auch viele Linke, die von Neonazis persönlich bedroht werden. Drohbriefe, Telefonterror und tätliche Angriffe auf der Straße – solche Aktionen von Neonazis gibt es immer wieder.

Wie die Aktionen der SA im Nationalsozialismus

Eine 25jährige aktive Antifaschistin terrorisierte Neonazis bereits mehrfach. Im September sprühten sie nachts „Wir kriegen dich!“ an ihre Hauswand und signierten mit NSDAP-AO. Erst auf mehrfaches Drängen nahm die zuständige Polizeiwache die Anzeige wegen Sachbeschädigung und Bedrohung auf. Sogar sei nichts Besonderes und es sei nichts Ernsthaftes passiert. Nicht weniger schockend das Verhalten der Vermieterin: Wenn so eine Schmiererei noch mal vorkäme, prophezeite sie ihrer Mieterin, müsse ihr gekündigt werden. So etwas käme ja nicht vor, wenn man sich passiv verhalte. Auch die Nachbarn geiferten, was so eine wohl anstelle, wenn sich damit Neonazis provozieren lassen?

Am meisten Angst macht die Feigheit der Nazi-Aktionen

Der Umgang mit solchen persönlichen Bedrohungen durch Rechtsradikale fällt den meisten Betroffenen schwer. Unterstützung fehlt ihnen oft sogar von Linken, die sich auf anerkennendes Schulterklopfen und etwas Mutzuspruch beschränken. „Am meisten Angst macht die Feigheit der Nazi-Aktionen“, meint eine andere, die auch schon etliche Drohbriefe in ihrem Briefkasten fand, „die picken sich einzelne raus, wenn sie wehrlos sind, oft auch Frauen, werfen nachts Scheiben von Privatwohnungen ein oder schmeißen Brandsätze.“

Einschüchterungstaktik

Zur Strategie der Neofaschisten gehört es, mit Gewalt Antifaschisten einzuschüchtern, sei es in Prügeleien auf der Straße oder durch gezielte Aktionen gegen Einzelpersonen. Mit ebenso gezielten und gut organisierten Gegenaktionen kann den Neonazis das Wasser abgegraben werden. Wenn ihre Einschüchterungstaktik nicht zieht, trauen sich die Neonazis auch immer weniger.

Beate Schwedler

Die „Entjudung“ der deutschen Wirtschaft



„HORTEN IST IN ARISCHEN BESITZ ÜBERGEGANGEN“

„Bei der Arisierung ist der Grundgedanke folgender: Der Jude wird aus der Wirtschaft ausgeschieden und tritt seine Wirtschaftsgüter an den Staat ab... Das Sichtbarste, meine Herren, für das Volk sind die jüdischen Kaufläden... Deshalb muß hier begonnen werden...“ Der „Grundgedanke“ des Judenverfolgers Hermann Göring wird am 12.11. 1938 per Verordnung Wirklichkeit.

Die ehemaligen „jüdischen Kaufläden“ sind heute Warenhauskonzerne mit Millionenumsätzen und feiern unbekümmert den 50. Jahrestag ihrer Gründung – das Datum der „Entjudung“ im Dritten Reich.

Als Hermann Göring die „Verordnung zur Ausschaltung aus dem Wirtschaftsleben“ bekanntgab, hatte die „Entjudung“ längst begonnen. Mit Boykottaufrufen, organisiertem „Volkszorn“, Bedrohung der Kundschaft und anderen Terrormaßnahmen war die Verdrängung jüdischer Geschäftsleute aus dem Wirtschaftsleben seit 1933 vorangetrieben worden. Zuerst wurden Juden aus allen Stellungen im öffentlichen Unternehmen entlassen. Später wurden sie aus allen Bereichen der Wirtschaft entfernt, ob als Angestellte, Anteilseigner oder Eigentümer von Unternehmen. Mit dem 12. 11. 1938 begann die systematische Enteignung aller jüdischen Fabrikanten, Händler und Bankiers. Staatliche Dienststellen, Parteiinstanzen und wirtschaftliche Verbände arbeiteten Hand in Hand, jeder wollte an der „Entjudung“ profitieren.

Am Anfang stand ein Verbrechen

Daran wollten die Herren des Horten-Kaufhauses nicht so gerne erinnert werden, als sie mit einem „Großen Jubiläumsverkauf“ im letzten Jahr die „Eröffnung“ des ersten Horten-Hauses vor 50 Jahren feierten. Es war nämlich nicht eröffnet, sondern wiedereröffnet worden – nachdem es den Gebrüder Alsberg in Duisburg weggenommen worden war. „Das Alsberg-Haus hat seinen Hausherrn gewechselt, ist in arischen Besitz übergegangen und wird von einem neuen Hausherrn, der ‚Horten-Kommandit-Gesellschaft‘, heute nachmittags um 3 Uhr eröffnet“, heißt es im Original-Eröffnungsflugblatt von 1938. Die korrigierte Horten-Festschrift von 1988 wurde kurzerhand „entnazifiziert“, dort heißt es in dem nachgedruckten Flugblatt nur noch: „... ist in anderen Besitz übergegangen...“

Auch andere Unternehmen lügen sich auf solche Weise über ihre braune Vergangenheit hinweg – Vergangenheitsbewältigung auf Konzernherrenart. Erst in jüngster Zeit dringt das, was mit jüdischem Unternehmervermögen geschah, ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit. Hoesch, Mannesmann, Schickedanz, Deutsche Bank, Dresdner Bank, Horten, Kaufhof... das sind nur einige der Namen in einer langen Reihe von Industriellen, Kaufleuten und Bankiers, deren wirtschaftlicher Erfolg mit einem Verbrechen begann. Die Palette der Maßnahmen, mit denen sie sich jüdisches Vermögen unter den Nagel rissen, ist lang. Sie reichte von permanenter Kunden- und Lieferantendiskriminierung bis zur Erpressung: Kredite wurden verweigert, Rohstoffkontingente gekürzt, Importgenehmigungen gestrichen. Bis die jüdischen Geschäftsleute ihre Unternehmen zu Spottpreisen „freiwillig“ aus der Hand gaben.

Deutsche Banken waren „Großgewinner“

Vor allem die Deutschen Banken gehörten zu den großen Gewinnern, zu denen, die aus den Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung millionenschwere Gewinne zogen. Sie kassierten stattliche Provisionen für die Vermittlung jüdischer Firmen, die unter den Boykottmaßnahmen der Nazis schwer zu leiden hatten. Zusätzliche Profite steckten sie durch Kredite ein, die den Aufkäufern – „politisch zuverlässigen Volksgenossen“ – freigiebig bewilligt wurden. Vor allem aber sprangen sie selber ein, wenn jüdische Geschäftsleute ihre Unternehmen aufgeben mußten. Schon im Juli 1938 hatte allein die Zentrale der Deutschen Bank rund 700 jüdische Unternehmen „erfaßt“, von denen 200 bereits „arisiert“ waren.

An den Raubzügen gegen die Juden nahmen kleine und große Geschäftsleute teil, die sich kontinuierlich an Behörden und Parteidienststellen wandten, um sich als Kaufinteressenten vorzustellen. Mit ihrer Enteignung verloren die jüdischen Geschäftsleute gleichzeitig alle Ansprüche auf Renten, Pensionen und Versicherungen.

Die „entjudete“ Wirtschaft erfand ein neues Markenzeichen, Firmen wie der Wäscheversand „Quelle“ empfan-

den sich als „rein deutsches, christliches Unternehmen“. Hettlage stellte den Firmengründer als „kerndeutschen Kaufmann“ vor. Karstadt plakatierte: „Deutsches Geschäft“. Die Prädikate „deutsch“, „arisch“, „christlich“ durften nur mit Genehmigung der Partei geführt werden.

Nicht wenige der Arisierer erhoben später den Anspruch, Wohltäter der Bedrängten gewesen zu sein. Zwar gab es tatsächlich wenige Geschäftsleute, die jüdisches Vermögen treuhänderisch verwalteten und nach der Befreiung vom Faschismus zurückgaben – aber das war die Ausnahme. In der Regel mußten die jüdischen Geschäftsleute nach 1945 langwierige und kostspielige Gerichtsprozesse führen, um ihr Eigentum zurückzubekommen. Und selbst dann bekamen sie oft nur einen Bruchteil dessen an Entschädigung, was sie hätten bekommen müssen. Die Enteignung im Faschismus war eben streng nach Recht und Gesetz vor sich gegangen. Heute spricht die Deutsche Bank nur noch von der Leistung, die sich lohnt. Von Auschwitz spricht sie nicht mehr.

Tina Lorscheidt

Unvollständige Übersicht: Wer wurde von wem enteignet?

★ **Bankhaus Wartburg & Co.** – enteignet von der **Guten Hoffnungs-Hütte**, Aktienverein für Bergbau- und Hüttenbetriebe.

★ **Bankhäuser Bleichröder und Gebr. Arnold** – arisiert vom **Bankhaus Hardy & Co.** und der **Dresdner Bank**.

★ **Bankhaus L. Behrens & Söhne** – übernommen von der **Norddeutschen Kreditbank**.

★ **Gebrüder Alsberg** – enteignet durch die **Horten-Kommandit-Gesellschaft**.

★ **Leonhard Tietz** – enteignet durch die **Kaufhof AG**.

★ **Hermann Tietz** – enteignet durch **Hertie**.

★ **Kaufhaus Wertheim** – an die Stelle des ehemaligen Inhabers Wertheim trat Emil Georg von Strauß von der **Deutschen Bank**.

★ **Reederei Blumenfeld KG a.A.** – Umwandlung in eine GmbH unter der Firma **Krupp**, Entlassung des persönlich haftenden Gesellschafters Otto Blumenfeld.

★ **Tuchfabrik Herz & Stein** Umwandlung in eine Aktiengesellschaft, im Aufsichtsrat sitzen Vertreter der „arischen“ **Bank Hardy & Co.** und der **Dresdner Bank**.

★ Die **Schuhfabrik „Romika“** wurde gegründet von Hans Rollmann und Carl und Michael Kaufmann. Heute feiert die Firma Hellmuth Lemm, den Seniorchef, als Firmengründer.

★ Die **Vereinigten Papierwerke Rosenfelder** wurden von **Gustav Schickedanz** übernommen. Der „Quelle“-Chef war bereits vor 1933 NSDAP-Mitglied und saß für die Nazis im Fürther Stadtrat.

★ Die **Deutsche Bank** eignete sich die **Bankhäuser Mendelssohn und Philip Elimeyer** an, sie halfen in Berlin, **Jaquier & Securius** arisieren.

★ Die **Bremer Tabak- und Zigarettenfabrik Martin Brinkmann AG** arisierte die 50 Betriebe der **Zigarrenfabrik I. Neumann**

★ Durch massenhafte Arisierungen entstand der Konzern **Salamander**.

★ Die **Hoesch AG** arisierte zusammen mit **Mannesmann** die **Stern AG** in Essen, damals ein bedeutendes Unternehmen im Schrott- und Eisenhandel.

★ **Flick und Mannesmann** arisierten die **Hahnschen Werke** bei Duisburg.

Die Liste ließe sich weiter fortsetzen. Die Arisierung jüdischer Unternehmen förderte die wirtschaftliche Konzentration, weil bedeutende jüdische Firmen meistens von Großunternehmen geschluckt wurden.

Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution



1848|49

Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution 1848/49

Die überarbeitete, zum Teil neu illustrierte Ausgabe dieses 1973 erstmals vorgelegten Bild-Text-Bandes der deutschen Revolution 1848/49 dokumentiert populärwissenschaftlich das bedeutendste revolutionäre Ereignis der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert.

ISBN 3-320-01010-7
58,00 DM

Bestellungen richten Sie bitte an Ihre Buchhandlung



**Dietz
Verlag
Berlin**

Wallstraße 76-79
Berlin
DDR - 1020
Fernruf 2 70 30



DAS OHR FÜR DIE WELT ÖFFNEN

Die jemenitischen Songs einer Ofra Haza und die afrikanischen Melodien

von Mory Kante klingen allen in den Ohren. Die Ereignisse jagen sich: zuerst die Heimatklänge in Berlin, dann die Europatournee von Le Mystère des Voix Bulgares, und nun das Dance the Casbah, World Music Festival in Köln – Zuhörer der westlichen Metropolen vereinigt Euch und lauscht den ethnischen Klängen, solange es sie noch gibt, denn wenn erst einmal alles vereinnahmt ist, dann...



So simpel ist es natürlich nicht, denn die cleveren Trendmacher der Musikindustrie werden sicher noch weiter fündig werden, und sei es in der hinterletzten Oase oder im bayerischen Wald. Aber der Terminus „World Music“ verführt schon zu einigen zynisch-kritischen Bemerkungen: Wo noch vor nicht allzu langer Zeit traditionelle Klänge vom großen Publikum nicht einmal mit spitzen Fingern aus den Regalen der Plattenläden gezogen und sowohl von Industrie wie Medien total ignoriert worden sind, herrscht heute einhellige Begeisterung, wird gehört, gekauft und gehottet, was das exotische Zeug hält. Von „Mambo“ bis „Aspekte“, von „Stern“ bis „Spiegel“, von „Tempo“ bis „Neue Revue“ (!) – die Geier stürzen sich auf das obskure Objekt ihrer Begierde, immer hautnah auf der

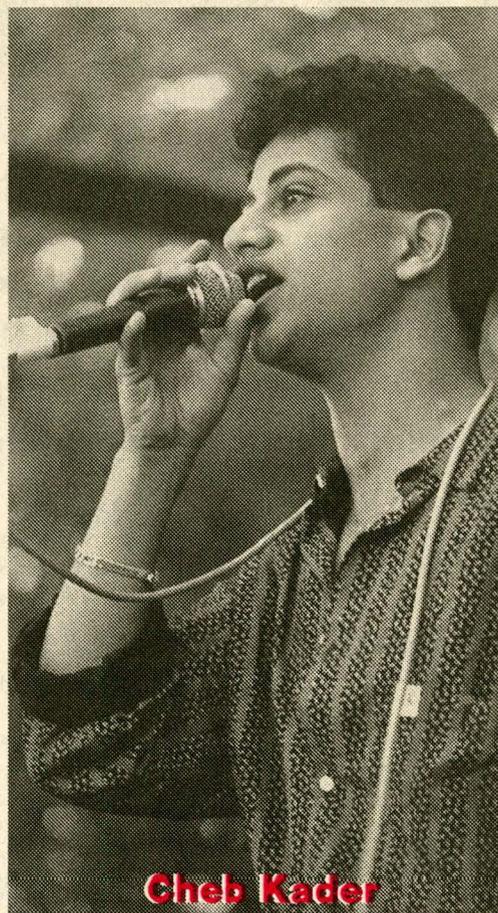
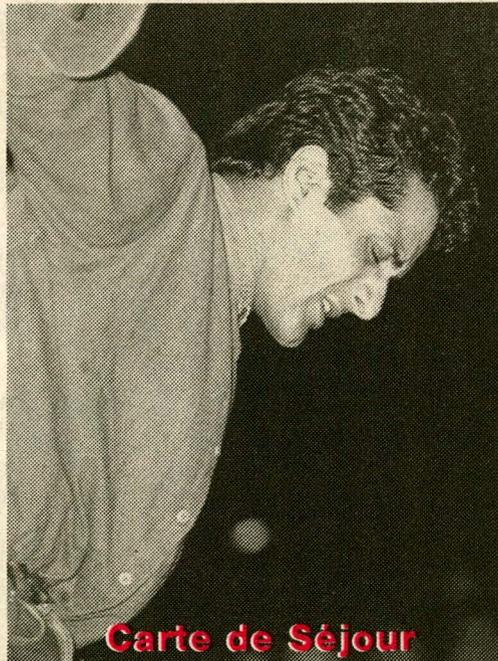
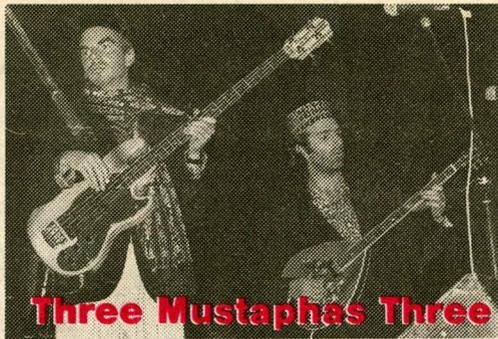
Cheb Kader der nächste Renner?

Spur des Zeitgeist-Geschmacks.

Und so richtet eben auch so mancher Veranstalter seine Nase nach dem gerade wehenden Wind, und der kommt zur Zeit wohl primär aus dem afrikanisch-arabischen Raum. Beim Dance-the-Casbah-Festival im Kölner „Tanzbrunnen“ herrschte zwar nicht gerade das überbordende Gewimmel eines marokkanischen Viertels, aber mit dem in Paris lebenden Algerier Cheb Kader und der Rockband Carte de Séjour stellte die nordafrikanische Region immerhin zwei Fünftel des Programms. Und Cheb Kader hat das Zeug dazu, nach Ofra Haza und Mory Kante der nächste Renner in unseren Diskotheken zu werden; seine Musik – Rai-Pop genannt – entpuppt sich als eine sehr tanzbare Mischung aus traditionellen arabischen Liedern und westlicher Popmusik, die mit einer gehörigen Portion Funk ausgestattet ist, ohne die arabischen Elemente zu übertönen. So sorgt zum Beispiel die von Djamel Ben Yelles virtuos gespielte Geige immer wieder für den exotischen Farbtupfer, der die Musik vor dem möglichen Abgleiten ins seichte Pop-Einerlei bewahrt.

Orientalisch und rockig

Carte de Séjour dagegen sind härter, weniger authentisch – kein Wunder, stammen sie doch mehr aus der französischen Immigrantenszene. Das macht sie natürlich auch politischer und rotziger als Cheb Kader mit seiner relativ cleanen Rai-Musik; insbesondere die manchmal etwas obszöne Bühnenpräsenz von Sänger Rachid unterstreicht diesen Charakterzug. Insgesamt klingen sie europäischer, entwickeln ihre Eigenständigkeit eigentlich nur dann, wenn die traditionelle Oud oder die perkussiven Elemente in den Vordergrund treten.



Ähnliches gilt auch für Yarinistan (früher auch als „Morgenland“ auftretend): Sie sind immer dort am stärksten, wo sich die orientalischen Traditionen mit westlichen Mustern aus Jazz und Rock reiben. Nur tritt das inzwischen leider manchmal zu sehr in den Hintergrund – ob's daran liegt, daß Nedim Hazar heute der einzige Türke des



Quintetts ist? Fragwürdig auch der Versuch, über englische Texte eine Internationalisierung erreichen zu wollen; in Köln haben sie darauf löblicherweise weitgehend verzichtet, aber ihre letzte Platte hat in dieser Hinsicht einiges Kopfschütteln bei mir ausgelöst.

„Special Guest“ von Yarinistan war in Köln die englische Oyster Band, ein Quintett, das sich seit mehr als einem Jahrzehnt durch die britische Folkszene und dabei vor allem in die Herzen der Tanzfans gespielt hat. Ihr Stil erinnert – trotz manch knackiger Baß- und Gitarrenriffs – am ehesten an die folkloristische Spielweise, wie man sie seit langem aus den angelsächsischen Ländern kennt. Um so überraschender, daß die Mannen um Sänger John Jones keinerlei Probleme damit hatten, den tanzwilligen Teil des Kölner Publikums auf die Beine zu bringen – offenbarte sich da das eigentliche Geheimnis der „Weltmusik“-Welle? Geht es vielen in erster Linie darum, daß die Musik in die Beine geht, je stranger, desto besser? Im Kölner „Tanzbrunnen“ (nomen est omen!) konnte man sich dieses Eindrucks nicht erwehren, zumal das gesamte Programm auf ein Dancefloor-Feeling zugeschnitten war.

Großväter der World Music

Aber da waren ja noch die Großväter der World-Music-Bewegung, die Disco-Partisanen 3 Mustaphas 3 aus Szegerey (das muß wohl irgendwo im Norden Londons liegen) – sie sind die einzig wirklich legitimen Vertreter des Fetischs „Weltmusik“. Geradezu schamlos greifen sie nämlich in die prall gefüllte Ethno-Kiste, belassen es längst nicht mehr bei Balkan-Tunes, sondern mischen Latin-Rhythmen mit Klezmermusik, Arabisches mit Orientalischem und würzen das Ganze mit einer gehörigen Prise des mustaphaeigenen Humors, daß es eine wahre Pracht ist. Wenn es bloß mal einen Soundmenschens gäbe, dem es gelingt, diese Truppe vernünftig abzumischen!

Was ist das nun also: World Music? Vielleicht nur ein Hilfsbegriff für ein neues Fach im Plattenladen, in dem sich dann all das leichter finden läßt, was es bisher auch schon gab (plus ein paar hochgepuschter Kommerzprodukte à la Ofra Haza oder Mory Kante). Oder ein Begriff, der das abgedroschene und mit so vielen Klischees beladene Wort „Folk“ ablöst – und auf diese Weise ermöglicht, daß heute viel mehr Menschen darauf stoßen, welche spannende Musik in fremden Kulturen existiert. Wenn das die Wirkung ist, dann haben die kommerziellen Triebkräfte – wenn auch ungewollt – etwas Positives bewirkt. Die Neugier auf Unbekanntes, die Offenheit für das Fremde ist eine gute Eigenschaft, die uns allzuleicht abhanden zu kommen droht.

Jürgen Schmitz

WENN PARTNERINNEN ZU EIGENTUM WERDEN ...



Wer Liebesbeziehungen radikal verändern will, muß gesellschaftliche Verhältnisse verändern. Umgekehrt lassen sich die gesellschaftlichen Verhältnisse nur zum Tanzen bringen, wenn auch die Liebesbeziehungen anders werden. Das sind Fragen, mit denen sich die Liebesgruppe der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend in Dortmund beschäftigt. Hier äußert Rebekka Jedwabski, die in dieser Gruppe mitmacht, einige ihrer Gedanken über Eifersucht. – Gedanken, die bewußt unvollständig sind, über die sich streiten läßt, die zur Diskussion herausfordern.

Eifersucht hat es nicht immer gegeben und wird es nicht immer geben. Sie setzt eine Beziehungsvorstellung voraus, die den Partner/die Partnerin als Eigentum betrachtet.

Daß Beziehungen so sind, ist nicht „natürlich“, auch wenn es uns so scheint, weil wir so erzogen werden. Die Menschen in der Urgesellschaft kannten keine Eifersucht. Bei den Tieren gilt: Je höher entwickelt sie sind, auf desto mehr verschiedene Geschlechtspartner orientieren sie sich.

Untersuchungen von fortschrittlichen Sexualwissenschaftlern wie Ernest Bornemann haben ergeben: Der heutige Beziehungstyp und damit Eifersucht sind mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln entstanden. Das Leben wurde von da an von Eigentumsdenken bestimmt – auch die privaten Beziehungen.

Mit der Entstehung des Privateigentums an Produktionsmitteln bildeten sich gegensätzliche Klassen heraus – und änderte sich die Stellung von Frau und Mann. Hatten bis dahin die Frauen eine entscheidende Stellung in Familie und Gesellschaft (oft Matriarchat genannt), herrschten nun die Männer (Patriarchat). Die Männer, die Eigentümer von Produktionsmitteln waren, brauchten Erben. Was in Zeiten des Matriarchats niemanden interessierte, wurde nun bedeutungsvoll: Kinder (Söhne!) mußten einem bestimmten Vater zugeordnet werden.

Seit damals wird eine Form von Beziehung gesellschaftlich gefordert und akzeptiert, in der die „Rollen“ klar festgelegt sind. Beim Eingehen einer Beziehung ent-

steht das Verlangen, den/die Partner/in ganz und allein zu besitzen – scheinbar „aus den Gefühlen heraus“, weil Menschen seit Jahrtausenden so erzogen werden.

Eifersucht soll diesen Besitzanspruch absichern. Sie ist „das Gefühl und die Vorstellung, daß die Partnerin/der Partner sich unangemessen, zu intensiv um andere Menschen kümmert, sich zu stark anderen Interessen und Dingen zuwendet. Eifersucht als entsprechendes Verhalten kann sehr unterschiedliche Formen annehmen, vom gelegentlichen Mißtrauen und Beobachten bis zum ruhelosen Nachspüren, ständigen Verdächtigen und haßerfüllten Ausbrüchen gegen die geliebte Person wie gegen tatsächliche und vermeintliche Konkurrentinnen/Konkurrenten reichen.“ (Kleines Weiberlexikon, Weltkreis-Verlag, S. 103.)

Unter sozialistisch/kommunistischen Bedingungen entfallen die Gründe, die feste Zweierbeziehungen und damit Eifersucht notwendig gemacht haben. Natürlich werden jahrtausendealte Traditionen noch lange fortwirken. Die Praxis der sozialistischen Länder zeigt, daß traditionelles Rollenverhalten fast ungebrochen fortbesteht, wenn es nicht öffentlich angegriffen wird.

Heißt das umgekehrt, daß wir unsere Beziehungen erst ändern, wenn wir (oder vielleicht erst unsere Urenkel?) den Sozialismus erreicht haben? Oh nein, das heißt es ganz und gar nicht. Darauf wollen wir nicht warten, wir wollen sofort anfangen, uns zu ändern. So können wir, ausgehend von einem neuen Beziehungsbegriff, Eifersucht schon heute abbauen.



Eine schlimme Überraschung erwartet das Rosen-
de Paar in der Geißblattlaube. Gleich wird es den
Stock des unerwartet heimkehrenden Mannes zu
spüren bekommen. Lithographie des Biedermeier.

Abb. und Text aus: „Große Kulturepochen“, Max-Huber
Verlag, München

Statt alles von einem Menschen zu fordern, muß Ziel sein, deine Wünsche je-
weils mit mehreren Personen zu erfüllen. Soll heißen: Du „mußt“ auch für dich in der
Lage sein, mehrere Menschen zu lieben, wenn du dich nicht einseitig entwickeln
willst oder irgendwann vor lauter Bequemlichkeit mit dem Partner/der Partnerin nicht
weiterkommst. Für mich hieß das unter anderem auch irgendwann, Liebe zu jeman-
dem nicht mehr vom Geschlecht abhängig zu machen.

Ich weiß, daß das alles leicht gesagt und schwer gefühlt ist. Es erfordert dauern-
des Hinterfragen der anderen Personen und Selbsthinterfragung. Es erfordert Ehr-
lichkeit.

Nehmen wir die Frage: Kann man/frau einfach mit jemandem ins Bett gehen, oh-
ne verliebt zu sein? Klar, das geht, wenn alles vorher abgeklärt ist. Aber läßt sich so
etwas überhaupt ehrlich abklären, wo doch das herkömmliche Beziehungsverständ-
nis tief in uns drinsteckt? Macht mensch sich oder dem/der anderen zuliebe nicht oft
was vor in punkto Hoffnungen?

Ich bin nicht dafür, an Beziehungen so heranzugehen, wie es unserer Konsum-
gesellschaft entspricht: aneignen, vorzeigen und bei Versagen wegschmeißen. Für
mich heißt Sinnlichkeit nicht, mir jederzeit von irgendwem „mal eben“ ein bißchen
Sex und Zärtlichkeit abzuholen. Ich gehe nur mit Menschen ins Bett, die ich liebe.
Gemäß meinem Beziehungsbegriff heißt das: Dies sind einige wenige. Theoretisch
kann es aber auch heißen, daß ich in einer Woche mit allen diesen Menschen etwas
habe. Das geht, wenn ich

- jeweils immer ganz bei dem/der anderen bin (nicht in Gedanken bei jemandem
dritten)
- ehrlich bin (zu mir und den anderen)
- dem/der anderen dies auch zuerkenne und aberlange.

Untreu bin ich demnach nur, wenn ich selbst dieses Gefühl bekomme. (Die
Schwierigkeit hierbei ist, daß Machos das auch sagen. Aber sie erkennen nicht an,
daß die Partnerin dann genauso handelt.) Ich finde das Motto gut: Liebe mich einzig
- aber nie einzig mich!

Was ich hier formuliere, ist keine abgeschlossene Meinung. Mein Verständnis ei-
ner neuen Art von Beziehungen beruht verdammt noch mal darauf, nicht fertig zu
sein, Harmonie nicht zu erzwingen, nicht auszuruhen, sondern sich und andere wei-
terzuentwickeln, um einen neuen „Weg“ zu finden, der sich vielleicht auch wieder als
falsch herausstellt...

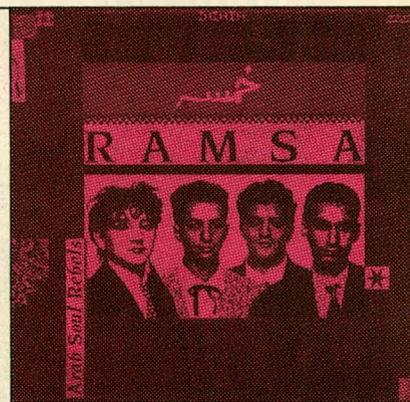
ETHNO ■ BEAT ▲ DISCO

▶ ■ KURDISTANI ◆ ■

■ ● ◆ ARAP ▲ SŌUL ◀

MUEZZINSHOUT ▲ ▲

DIE HITSINGLES



CARTE DE SEJOUR · RHADINE
Single 22014 aus piranha LP / CD „RAMSA“



YARINISTAN · LORKE
Maxi 88645, Single 88644
aus pläne LP / CD „One Day Soon“

WORLD MUSIC



„pläne“ - records & distribution, Balkenstraße 17-19, 4600 Dortmund 1
Auftragsannahme „pläne“: Tel.: 02 31-5 77 90 29, Tlx.: 8 22 292,
Fax: 02 31-5 77 90 30
Auftragsannahme VVA: Tel.: 0 52 41-80. 29 23, Tlx.: 9 33 827,
Fax: 0 52 41-4 86 35
World-Music-Katalog anfordern

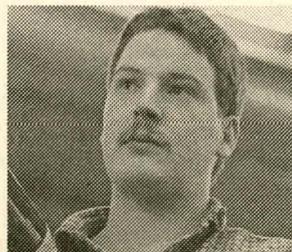


DIE MACHT DER GEWOHN UND DIE MACHT DER „Müssen wir KONZERNE enen“, fragten elan. Der Streit darüber hat sich auf d der vergangenen Ausgaben widergespie

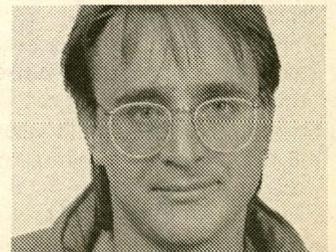


Anka Freyeisen, 21, Werkzeugmacherin,
ist Jugendvertreterin bei Opel Rüsselsheim.

die Diskussion fort mit Meinungen von vier Jugendlichen,
die in diesem Bereich
arbeiten, und mit einem
eigenen Beitrag. Die
Interviews wurden ge-
trennt voneinander ge-
führt, die Zitate von uns zusammengestellt.



Carsten Bätzold, 22, ist
Maschinenarbeiter und stellvertretender Ju-
gendvertretungsvorsitzender bei VW Kassel.

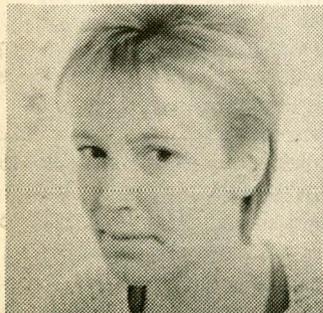


Dirk Ortlinghaus, 24, ist
Auszubildender und Jugendvertreter bei den
Vereinigten Schmiedewerken in Osnabrück.



NHEIT

uns vom Auto tren
wir in der August-
en Leserbriefseiten
gelt. Wir setzen



Kerstin Roloff, 19, ist Auszubildende
und stellvertretende Vertrauensfrau bei
VW Braunschweig.

Anka: Die Auto-Artikel in der elan wa-
ren krass formuliert. Für manche ist das
vielleicht ein bißchen anstößig, sie fühlen
sich persönlich angemacht. Ich denke
aber, daß das notwendig ist, um die Leute
zum Nachdenken zu bringen.

Carsten: „Das Auto ist ein Schwein“,
stand über einem der Artikel. Wer ist mit
„Auto“ gemeint: Die Konzerne, die Auto-
fahrer, oder wer sonst? Ich wehre mich
dagegen, das so klassenneutral stehen zu
lassen.

Dirk: Ein Auto, ob es nun im Kapitalis-
mus oder im Sozialismus fährt, hat be-
stimmte Funktionen und bestimmte Aus-
wirkungen auf die Umwelt.

Carsten: Welches Auto meinen wir
dann jetzt? Das mit Verbrennungsmotor
betriebene, das mit Solarzellen, das mit
Wasserstoffantrieb? Wer ist denn daran
schuld, daß das Auto auf dem heutigen
Standard ist? Auf der einen Seite können
wir zum Mond fliegen, auf der anderen
Seite gibt es eine so rückständige Technik
wie den Verbrennungsmotor.

Dirk: Ein umweltfreundliches Auto wä-
re nicht die Alternative. Der Individualver-
kehr in den hochentwickelten Ländern
verbraucht viel zuviel Energie. Es kann
nicht mehr angehen, daß ein so kleiner
Teil der Weltbevölkerung sich wie die Wil-
den aufführt und alles an Energien ver-
schleudert.

Kerstin: Klar, wir müssen umdenken.
Doch das Problem ist: Die Bundesrepu-
blik ist so aufgebaut, daß du mittlerweile,
wenn du beispielsweise auf dem Dorf
wohnst, alles mit dem Auto machen mußt.
Die Bundesbahn hat Strecken stillgelegt,
die Busse fahren in großen Abständen
und spätabends überhaupt nicht mehr.

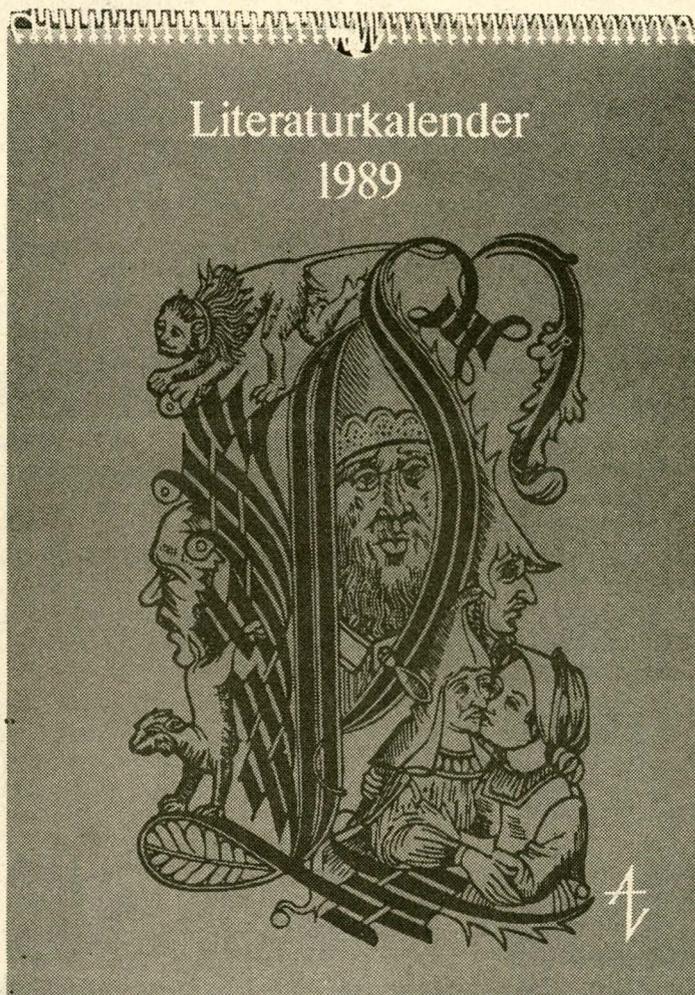
Anka: Die Schweinerei ist, daß die öf-
fentlichen Verkehrsmittel viel zu teuer und
zu unbequem sind. Mit vier Leuten in den
Urlaub gelangst du per Auto wesentlich
billiger. Als Auszubildende habe ich einen
Fünftel meiner Vergütung für den öffentli-
chen Nahverkehr ausgegeben, der Be-
trieb hat keinen Pfennig dazubezahlt. Die
Busse sind nicht nur unbequem – manche
Menschen können sie gar nicht benutzen:
So sind sie meist nicht behindertenge-
recht ausgebaut.

Carsten: Das Geld für ein besseres
öffentliches Verkehrssystem muß bei den
Konzernen geholt werden, durch Bekämp-
fung der Steuerkriminalität und aus dem
Rüstungshaushalt. Auf keinen Fall darf der
Steuerzahler zur Kasse gebeten werden.

Dirk: Geld wäre da, wenn der Straßen-
bau rigoros gestoppt würde. Busse soll-
ten im Fünfminuten-Takt fahren. Anfangen
könnten wir mit Tempo 30 in der Innen-
stadt. Radwege könnten in vielen Städten
das Autofahren überflüssig machen. Wir
müssen an uns arbeiten, auf Bequemlich-
keit verzichten.

Anka: Sicher müssen die Menschen
ihre Gewohnheiten ändern: Mehr Fahrg-
emeinschaften bilden, auf unnötige Fahrten
verzichten, sich mit 100 statt mit 180 Kilo-
metern auf der Autobahn bewegen, se-
hen, daß das gemütlicher ist und weniger
Streß und Gefahr bringt. Ich glaube aber,

JETZT IM BUCHHANDEL



Literaturkalender 1989

22. Jahrgang
Wochenkalendarium,
Spiralheftung,
52 Blätter mit zum Teil
vierfarbigen Illustrationen
Format 23 × 32, 16,80 DM

Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
Französische Straße 32
DDR - Berlin 1080

über das Auto

daß das alles nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist, wenn wir nicht radikal das Verkehrswesen verändern. Die Werbung der Autoindustrie, etwa mit einer „erfolgreichen“ Steffi Graf im Opel, ist wirksamer als unsere Appelle. Wir können die Leute nicht umerziehen. Vielmehr müssen Anreize geschaffen werden: Würden die Leute zehn Pfennig für die U-Bahn bezahlen, würden sie sich dreimal überlegen, ob sie das dann viel teurere Auto nehmen – und würden sich an die Bahn gewöhnen.

elan: In der Endkonsequenz hieße das, weniger Autos zu bauen. Und eure Arbeitsplätze?

Carsten: Manche unserer Betriebsräte wollen den Abbau von Arbeitsplätzen

verhindern durch die Schaffung von Überkapazitäten. Ich denke, daß das der falsche Weg ist. Wir müssen über den Tellerand hinausschauen, mit Hilfe von Wissenschaftlern Konzepte für Alternativproduktion entwickeln. Ich finde hierbei ein bißchen schwachsinnig, was in der elan stand: „Das Auto der Zukunft ist ein Fahrrad.“ Mit den Anlagen von VW könnten schon in einem Jahr so viele Fahrräder produziert werden, daß die ganze Welt versorgt wäre. Perspektiven hingegen könnte der Bau von Fahrzeugen und Wagen für den öffentlichen Nahverkehr bieten.

Dirk: Ich glaube, daß es nicht so einfach sein wird, daß etwa VW jetzt statt Autos Fahrräder und Straßenbahnen herstellt. Viele Leute werden ganz woanders

arbeiten müssen. Das Problem sehe ich darin, daß die meisten Kollegen sehr unflexibel sind. Sie wollen ihren Arbeitsplatz erhalten und nicht einen Ersatzarbeitsplatz bekommen. Aber gerade beim Thema „Auto“ können wir keine Kompromisse mehr eingehen. Das halte ich nicht für verantwortlich.

Kerstin: Nur die Arbeiter können einen Umbau der Automobilindustrie durchsetzen. Die Profitinteressen der Konzerne stehen dagegen. Deshalb glaube ich nicht, daß ein solcher Umbau im Kapitalismus durchsetzbar ist.

Carsten: Auf den Sozialismus können wir nicht warten. Ein Umbau läßt sich durchsetzen, wenn Gewerkschaften, Ökologiebewegung und andere soziale Bewegungen zusammengehen. Notwendig ist

die Vergesellschaftung der Konzerne.

Anka: Vergesellschaftung der Autoindustrie ist nicht von heute auf morgen erreichbar. Erster Schritt wäre ein Ausbau der Mitbestimmung, einer echten, keiner formalen. Die Arbeitnehmer müssen mitbestimmen dürfen, was und wie produziert wird.

Carsten: Auf der einen Seite müssen wir an die Konzerne ran, auf der anderen Seite müssen wir dem guten deutschen Autofahrer und der guten deutschen Autofahrerin sagen: So geht das nicht weiter. Ich hätte keine Angst davor, auf einer Jugendversammlung im Betrieb eine solche Rede zu halten. Dabei darf es aber nicht bleiben, da muß ich gleichzeitig sagen: Lieber VW-Konzern, warum gibst du den Leuten keine andere Chance?



WIR MÜSSEN VIEL RADIKALER WERDEN

Manchmal diskutieren wir über Autos so, als würden wir nicht auf dieser Erde leben: Wie müßte eine ideale Gesellschaft aufgebaut sein, die diesen giftspendenden Energieverschwender überflüssig machen würde. Währenddessen sterben die Bäume – wir Menschen werden ihnen folgen, denn wir beseitigen unsere natürlichen Lebensgrundlagen.

Der Kritik an den Auto-Artikeln der elan stimme ich insofern zu, als wir kompetenter bezüglich Sofortforderungen werden müssen – und radikaler.

Das schließt ein: Wir müssen deutlicher machen, daß ein Umbau der Autoindustrie kein allgemeinhinnehmer Spaziergang ist, sondern gegen massiven Widerstand der Automobilkonzerne durchgesetzt werden muß. Die strahlende Werbung der Autoindustrie und die Knüppel von Wackersdorf zeigen, wie Konzerne reagieren, wenn ihnen Profitmöglichkeiten beschnitten werden sollen.

Radikalität bedeutet aber auch, Probleme nicht auf die lange Bank zu schieben. Der Traum von einem

besseren Leben erledigt sich von selbst, wenn niemand mehr lebt. Ob aber im nächsten Jahrtausend noch Menschen leben werden, entscheidet sich in den nächsten Jahren.

Eine unserer Chancen hat Michail Gorbatschow so formuliert: Es besteht heute ein „Vorrang der allgemeinen Interessen vor den Klasseninteressen“. Und: „Wir – die ganze Menschheit – sitzen in demselben Boot, und wir können nur zusammen untergehen oder schwimmen.“ Nicht nur unser Traum vom besseren Leben, auch der Traum der Kapitalisten vom höheren Profit läßt sich nur verwirklichen, wenn (aus ihrer Sicht) weiterhin Lohnabhängige und Kunden existieren. Das schmälert die Macht der an unserem Tod verdienten Kapitalteile nicht, erhöht aber die Möglichkeiten, die Befriedigung mancher ihrer Gelüste schon unter kapitalistischen Bedingungen zu erschweren.

Radikalität verlangt auch Originalität. Wie kann schon heute das Autofahren madig und das Bahn-

Bus-Fahren attraktiv gemacht werden? In Schweden sind die Autofahrer jetzt verpflichtet, eine Monatskarte für das städtische öffentliche Verkehrsnetz zu kaufen – und finanzieren es so.

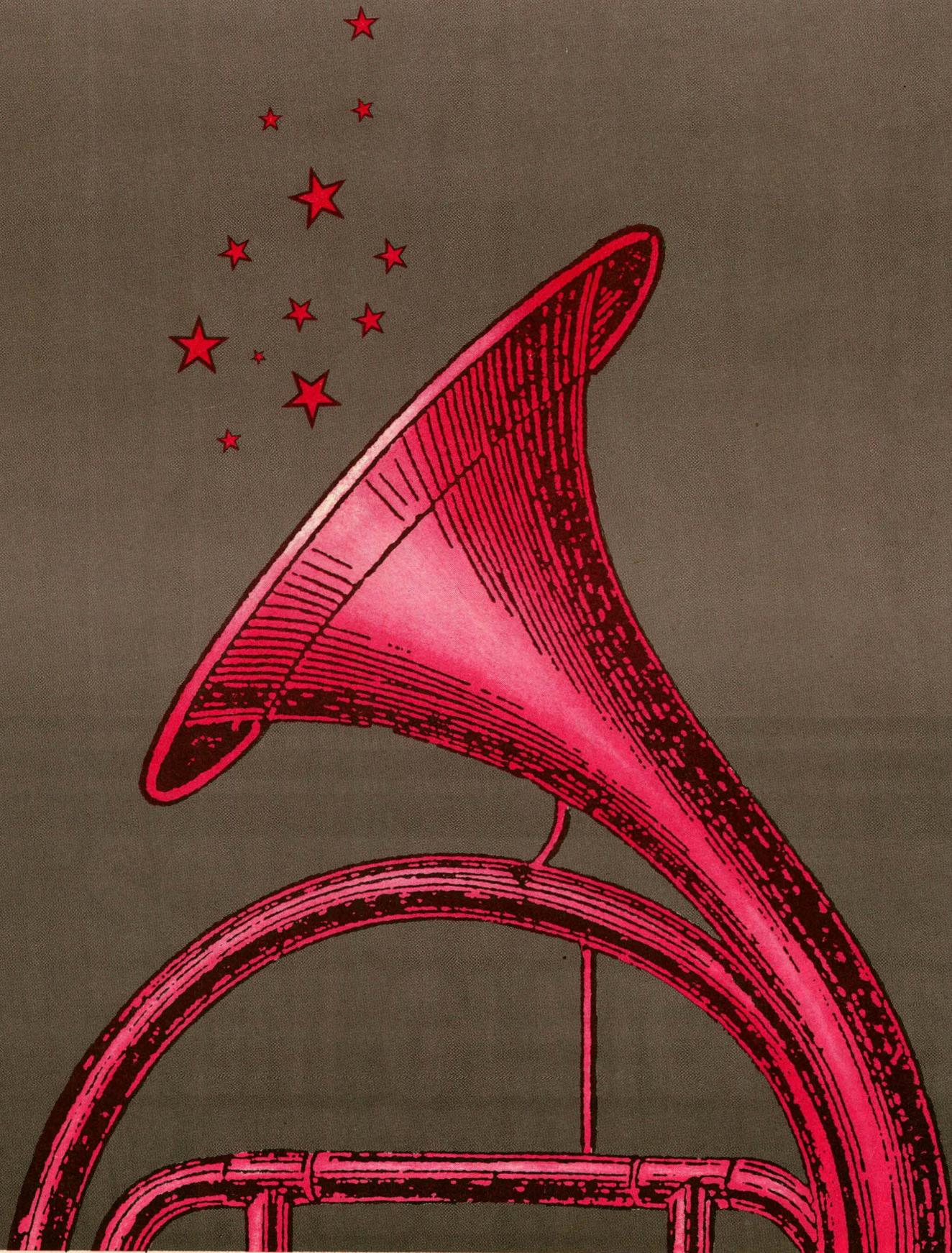
Ein sofortiger Verzicht auf den Bau neuer Straßen würde Mittel für den Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs freisetzen. Tempo 100 auf der Autobahn und Tempo 30 in der Stadt würden manchem den Spaß am Autofahren verleiden. Helga Mies schlägt in der „Volkszeitung“ vor, die Benzinpreise auf 2,50 DM zu erhöhen, zugunsten der öffentlichen Verkehrsmittel. Sie argumentiert: „Ich kenne den Einwand, eine solche Maßnahme träfe wieder einmal die Ärmsten. Ich behaupte, die müßten längst aufs Auto verzichten. Weil die Verkehrspolitik sich immer mehr an den Bedürfnissen der Autofahrer ausgerichtet hat, blieb für den Ausbau des Nahverkehrs kein Geld. Mit steigenden Preisen sollten die Defizite in Grenzen gehalten werden. Das traf die Ärmsten!“

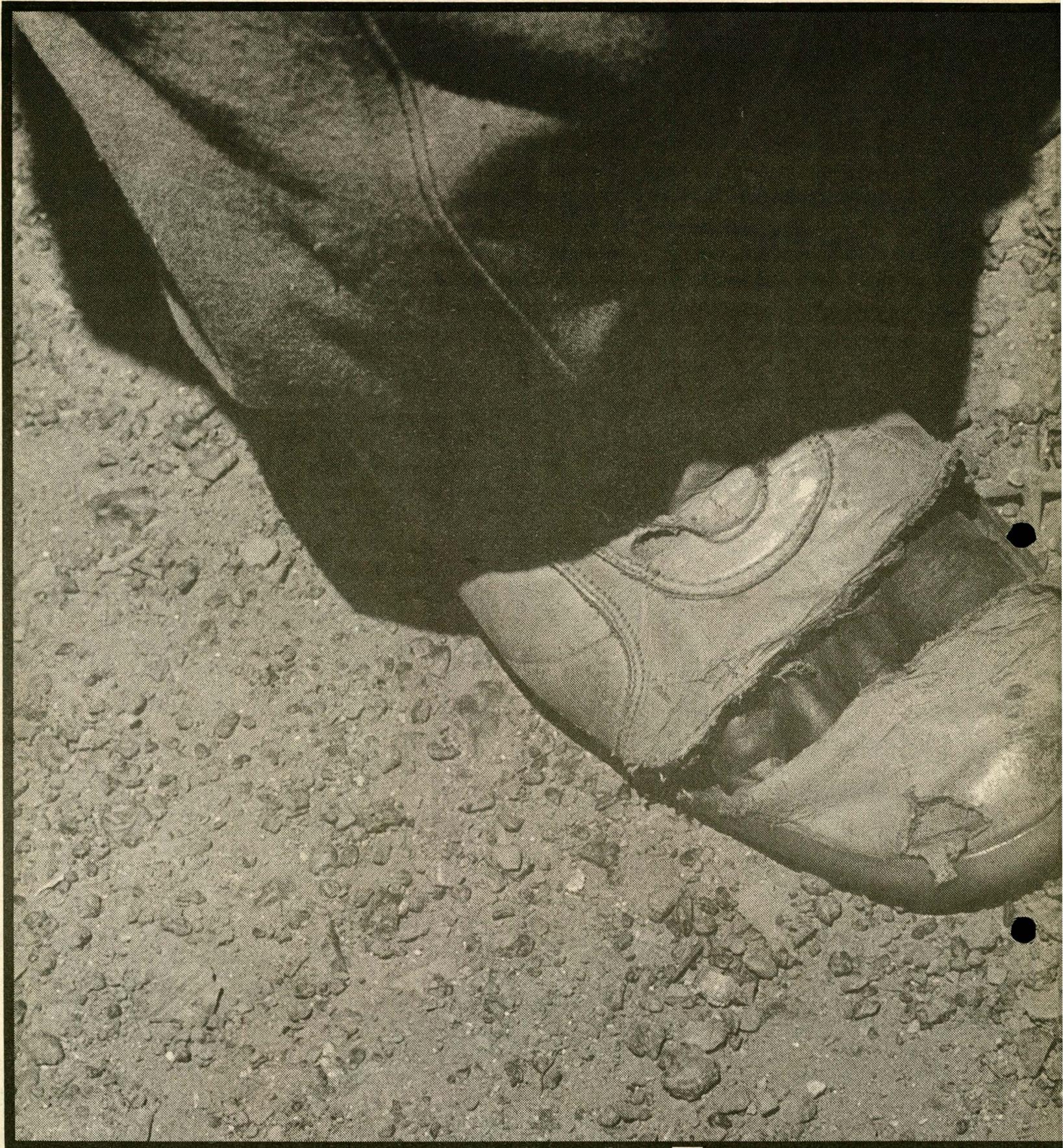
Adrian Geiges

M . U . S . I . Z . I . E . R . E . N I . S . T . S . C . H . O . E . N

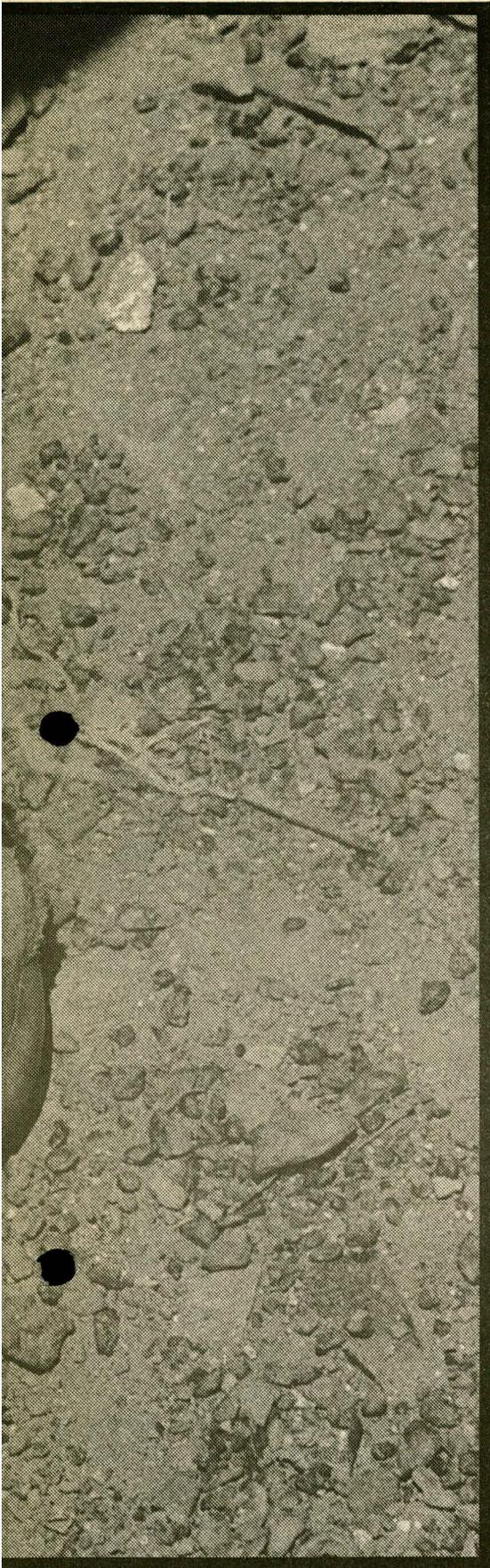


Volkseigener
Außenhandelsbetrieb
der Deutschen
Demokratischen Republik
DDR-9652 Klingenthal





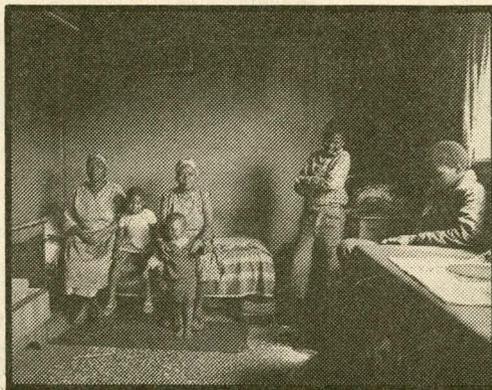
**SCHWARZER ALLTAG IN SÜDAFRIKA
HINSEHEN!**



Wo ein Funke Aufruhr glimmt, patrouillieren jetzt Tag und Nacht Militärfahrzeuge. Für mich als weiße Fotografin wird die Arbeit schwieriger. Nur Ortskundige mit einer gewissen Risikobereitschaft können mir noch Eintritt in die Townships verschaffen. Alle in die Ghettos ein- oder ausfahrenden Fahrzeuge werden kontrolliert. Häufig muß ich mich durch geschickte Notlügen aus den Armen der Militärs winden. Ich habe mehr Glück als andere in- und ausländische Journalisten, die bei der Arbeit verletzt werden oder zur Ausreise gezwungen werden. Die schwarze Bevölkerung und die gesamte Opposition ist unter großem Druck. Bei meiner Rückkehr nach Johannesburg kann ich viele Bekannte nicht mehr treffen; sie mußten untertauchen.“

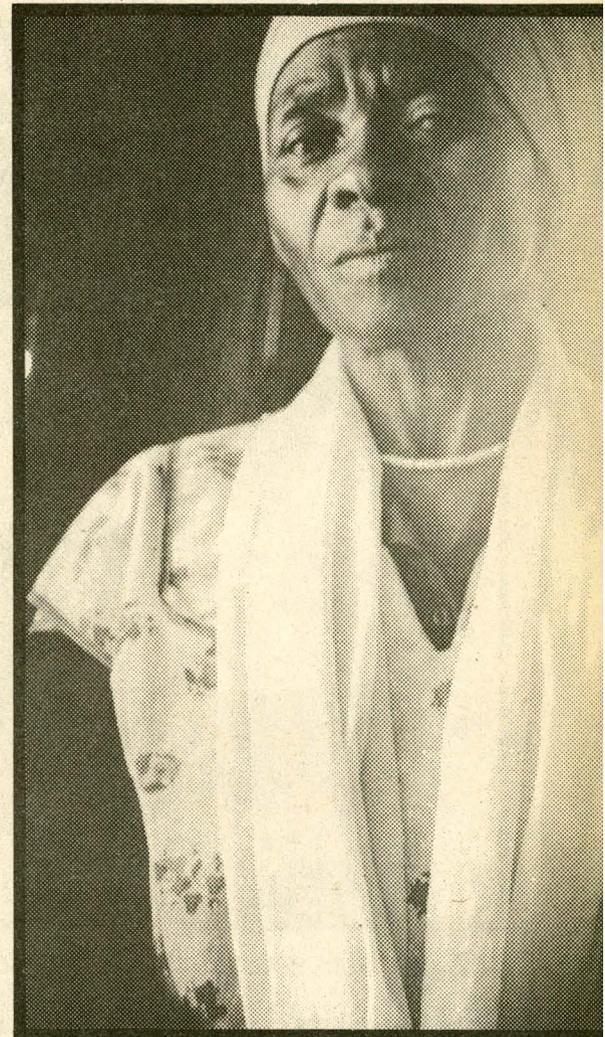
Mehrere Monate reiste Carolin Schüten zwischen 1984 und 1986 durch die Republik Südafrika, um den schwarzen Alltag mit der Kamera festzuhalten. Ihr Fazit: „Ein Leben ohne Angst ist in Südafrika nicht mehr möglich.“ Davon sprechen auch ihre Fotos. In den vielen Porträts der Kinder, der Frauen und Männer aus den Townships widerspiegeln sich aber auch Stolz und Würde, Schönheit und Optimismus. „Schwarzer Alltag in Südafrika“ – ein Bildband zum Hinsehen, eine Aufforderung zum Handeln

Mehrere Monate reiste Carolin Schüten zwischen 1984 und 1986 durch die Republik Südafrika, um den schwarzen Alltag mit der Kamera festzuhalten. Ihr Fazit: „Ein Leben ohne Angst ist in Südafrika nicht mehr möglich.“ Davon sprechen auch ihre Fotos. In den vielen Porträts der Kinder, der Frauen und Männer aus den Townships widerspiegeln sich aber auch Stolz und Würde, Schönheit und Optimismus. „Schwarzer Alltag in Südafrika“ – ein Bildband zum Hinsehen, eine Aufforderung zum Handeln



BILDBAND

Erschienen bei: Greno-Verlag, Nördlingen. (20 Mark)



elan-Solidaritätskonto

Stichwort: Südafrika

Konto-Nr.: 171 004 683

(Stadtparkasse Dortmund,

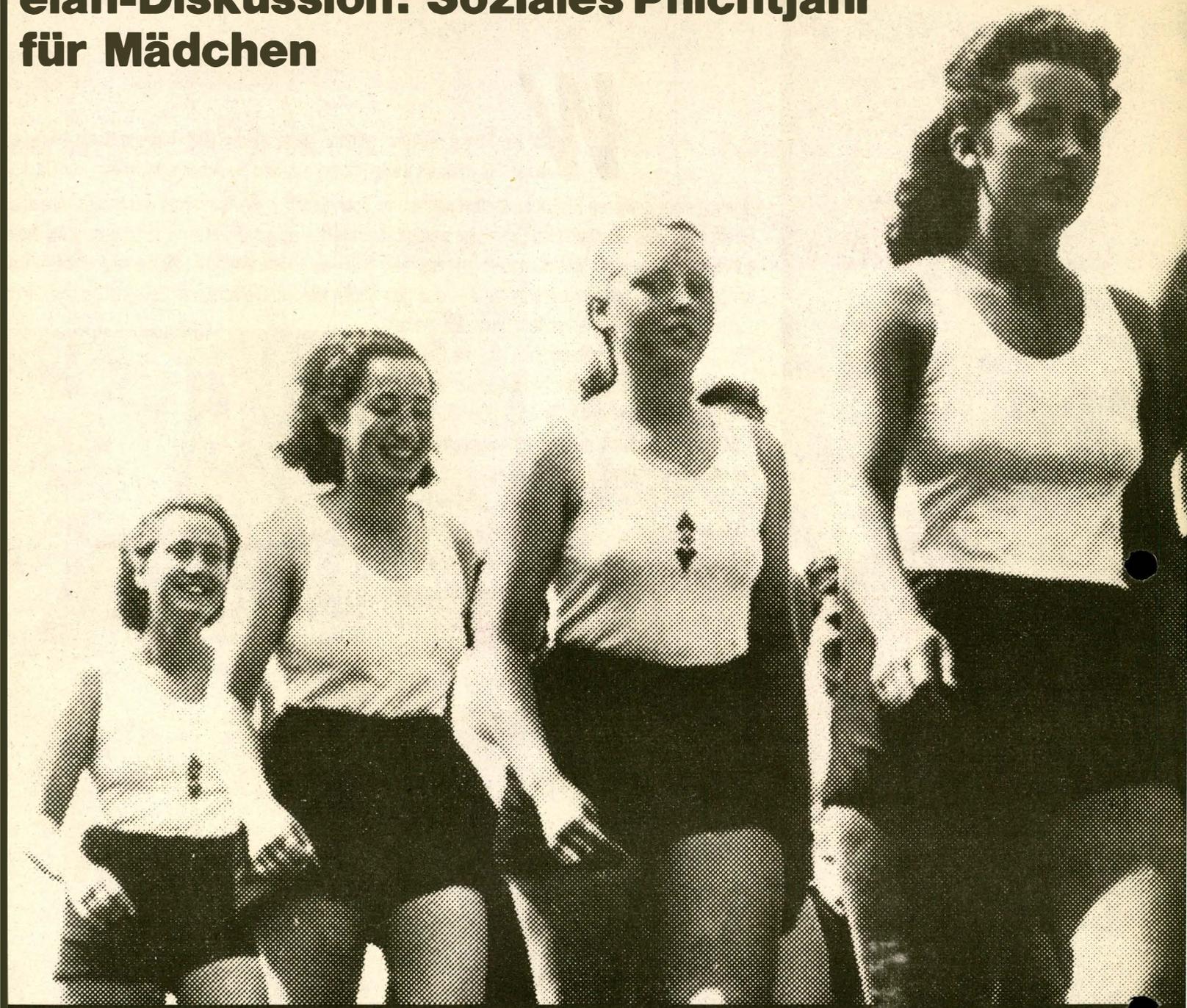
BLZ 44050199)

Konto-Nr.: 333 39-467

(Postgiroamt Dortmund,

BLZ 440 100 46)

elan-Diskussion: Soziales Pflichtjahr für Mädchen



Olli, Frauke und Claudia sind sich einig: ein soziales Pflichtjahr für Mädchen wäre von Brigitte und Lore, die dagegen halten werden. Pro und Contra im Freizeitzentrum

SCHRITT FÜR SCHRITT ZUM GLEICHSCHRITT MARSCH



ein Schritt zu mehr Gleichberechtigung. Gespannt warten sie auf die Argumente
m West in Dortmund. Wir veröffentlichen Auszüge aus der Diskussion:

TT BIS

T,

Soziales Pflichtjahr – worum geht's hier eigentlich?

7. Februar 1988: Der CDU-Abgeordnete Todenhöfer erklärt, Gleichberechtigung bleibe ein leeres Wort, wenn sie sich nicht auch auf gleiche Pflichten erstrecke. Vom Wehrdienst wolle er gar nicht sprechen, wohl aber von einem „Sozialen Pflichtjahr“ für Mädchen. Ein solches Pflichtjahr würde nicht nur zahlreiche Probleme im Bereich der Alten-, Kranken- und Familienfürsorge lösen, sondern jungen Mädchen auch einen „wichtigen Einblick in schwierige soziale Probleme“ geben.

7. März 1988: „Kein junger Mensch bis zum

25. Lebensjahr sollte auch nur einen Tag Arbeitslosgeld, -hilfe oder Sozialhilfe erhalten, ohne wenigstens halbtags zu arbeiten oder sich weiterzubilden“ – fordern die CDU-Frauen in einem Antrag zum bevorstehenden CDU-Parteitag.

9. August 1988: Der FDP-Abgeordnete Julius Cronenberg will das Thema „Frauen-Pflichtjahr“ anstoßen, Koalitionspolitiker von CDU/CSU und FDP kündigen einen Gesetzentwurf zur Einführung des „Sozialen Pflichtjahres“ an. Cronenberg in der „Welt“: „Man darf diese Diskussionen nicht gleich abwürgen, etwa, wenn Parallelen zum Reichsarbeitsdienst gezogen werden . . .“ Vorrangig sei das

Argument der Chancengleichheit, denn die Chancen für Männer im Beruf seien schlechter als die der Frauen, da die Männer ein Jahr Zeit durch die Bundeswehr verlor. Cronenberg löst eine alte Debatte neu aus.

Nach Artikel 12a Absatz 4 im Grundgesetz ist eine zwangsweise Heranziehung von Frauen nur für den Verteidigungsfall und auch dann nur im Sanitäts- und Heilwesen zulässig. Eine zwangsweise Arbeitsverpflichtung ist grundsätzlich verboten – damit soll die Wiedereinführung eines Arbeitsdienstes, wie es ihn im Faschismus gab, ausgeschlossen werden.



Olli Oldenburg, 21 Jahre
 Frauke Hagemann, Schülerin, 16 Jahre
 Claudia Niemeier, Schülerin, 17 Jahre
 Jörn Müller, Schüler, 17 Jahre
 Anja Ernst, Mitarbeiterin im Freizeitzentrum West, 24 Jahre
 Brigitte Schubert, Landesgeschäftsführerin der Deutschen Friedensgesellschaft/Vereinigte Kriegsdienstgegner (DFG/VK) in Nordrhein-Westfalen
 Lore Junge, Mitarbeiterin in der antifaschistischen Forschung, Mitglied des Kuratoriums über die Ausstellung „Widerstand und Verfolgung 1933-45 in Dortmund“

Olli, Frauke, Claudia, Jörn und Anja vor der Diskussion:

Olli: Ich bin für das Pflichtjahr. Ich sehe nämlich nicht ein, daß wir Jungs zur Bundes-

wehr müssen oder Zivildienst leisten sollen und die Mädchen ungeschoren davonkommen. Wer für Gleichberechtigung ist, muß auch was dafür tun.

Frauke: Ich bin auch für die Dienstpflicht, aber

so richtige Gedanken habe ich mir noch nicht gemacht.

Claudia: Ich bin für das Pflichtjahr. Die Jungs müssen ja zur Bundeswehr, und wenn es Gleichberechtigung geben soll, dann müssen

Mädchen ein Pflichtjahr dafür machen. Das wäre vielleicht auch ganz gut, weil so viel Personal in den Krankenhäusern fehlt.

Anja: Ich lehne ein Pflichtjahr ab. Es gibt so viel Arbeitslose, und mit

einem Pflichtjahr würde man nur die Statistiken aufbessern.

Jörn: Ich lehne das Pflichtjahr ab. Aber ich finde es gut, wenn Leute sich sozial engagieren. Es muß nur freiwillig sein.

Brigitte: Ich bin gegen jeden Kriegsdienst und somit auch gegen ein soziales Pflichtjahr für Mädchen. In einem solchen Pflichtjahr sehe ich einen weiteren Schritt zur Militarisierung der Gesellschaft. Jahrelang wurde versucht, uns Frauen in die Bundeswehr zu holen. Weil es dagegen immer zuviel Proteste gab, haben die Rechten sich jetzt etwas Neues einfallen lassen: Mit Hilfe eines Pflichtjahres wollen sie uns Frauen zunächst in den sogenannten „zivilen Bereichen“ einsetzen. Auch diese „zivilen Bereiche“ sind Bestandteile im Konzept der Gesamtverteidigung der BRD, denn es wird immer von einer militärischen und einer zivilen Verteidigung gesprochen.

Schritt für Schritt wird nun eine Gemeinschaftsdienstpflicht für Frauen und Männer vorbereitet. So begann 1969 die Ausbildung von Schwesternhelferinnen, die im Kriegsfall verpflichtet werden können. Ende der sechziger Jahre erschienen die ersten Pläne einer Gemeinschaftsdienst-

pflicht. 1975 wurden Ärztinnen als weibliche Sanitätsoffiziere in die Bundeswehr aufgenommen. Seit 1979 existieren Pläne, die Frauen in die Bundeswehr zu holen. Und jetzt wird ein soziales Pflichtjahr vorgeschlagen.

Lore: Als ich zum ersten Mal von dem Vorschlag eines Pflichtjahres hörte, dachte ich: Ach, wieder die alte Kiste. Die Idee, Mädchen zu verpflichten, ist nicht neu, solche Pläne gab es schon um 1912.

Ich bin 1937 aus der Schule gekommen und habe noch kein Pflichtjahr leisten müssen, aber 1938 wurde das Pflichtjahr für Frauen zwischen 14 und 25 Jahren verordnet. Die Frauen arbeiteten als Haushaltshilfen, in der Landwirtschaft und in kleineren Geschäften. Sie mußten die Männer ersetzen, die zur Wehrmacht eingezogen worden waren. Ich meine, wenn heute überall Pflegestellen im sozialen Bereich fehlen, muß dafür Geld zur Verfügung gestellt werden und das Geld aus dem Rüstungshaushalt ge-

nommen werden. Es wäre nicht notwendig, Mädchen für zweihundert Mark monatlich ein Jahr lang zu verpflichten.

Eine Dienstverpflichtung, wie sie es im Faschismus gab, lehne ich ab.

Jörn: Ich finde soziale Dienste in Ordnung, aber sie müssen freiwillig geleistet werden. Ich bin gegen alles, was vorgeschrieben wird.

Olli: Lore hat vorhin gesagt, daß die Mädchen nur zweihundert Mark monatlich bekommen würden während die Pflichtjahres. Die Soldaten bekommen doch auch nicht viel und liegen jeden Tag in der Scheiße und robben in der Gegend rum.

Ich finde es auch blöd, wenn Brigitte sagt, jetzt sind die Frauen dran und daß das für den Krieg gedacht ist. Stell dir mal vor, du hast einen Unfall, dann willst du doch versorgt werden können.

Brigitte: Allein in Nordrhein-Westfalen sind derzeit

8614 Frauen und Männer aus den sozialpflegerischen Berufen arbeitslos, demgegenüber stehen nur 504 offene Stellen.

Claudia: Ich bekomme den Eindruck, das alles ist nur ein Trick. Die wollen mit dem Pflichtjahr wohl nur die Bereitschaft von Mädchen ausnutzen, sich sozial zu engagieren.

Anja: Und das auch noch total unterbezahlt, das ist ungerecht und hat mit Emanzipation nichts zu tun. Das ist die totale Verarschung.

Gleiche Rechte, gleiche Pflichten . . .

Frauke: Die meisten Menschen sind aber zu faul, sich freiwillig sozial zu engagieren, deshalb finde ich die Idee mit dem Pflichtjahr ganz gut.

Claudia: In dem Pflichtjahr sehe ich einen Beitrag zur Gleichberechtigung, wenn Männer Zivildienst leisten und Frauen das soziale Jahr. Ich bin aber gegen die Bundeswehr – für Frauen und für Männer.

Frauke: Die Frauen pochen immer auf ihre Gleichberechtigung, also müssen sie auch die gleichen Pflichten übernehmen. Deshalb bin ich dafür, daß Männer und Frauen zur Bundeswehr gehen. Entweder alle oder keiner.

Jörn: Dann lieber keiner.

Anja: Wofür wäre ein soziales Pflichtjahr überhaupt?

Jörn: Man kann anderen Leuten helfen und bekommt Einblick in ihre Probleme.

Brigitte: Es gibt zwar genug soziale Aufgaben, die be-

wältigt werden müssen, aber dafür gibt es auch genug qualifizierte Kräfte. Ich bin zum Beispiel Diplompädagogin und arbeitslos.

Anja: Ich weiß nicht, was ihr euch unter der Dienstpflicht vorstellt. Ich werdet nicht qualifiziert eingesetzt werden, sondern ihr werdet Scheiße wegmachen in den Krankenhäusern und den Fußboden wischen.

Olli: Unter einem sozialen Jahr verstehen die meisten doch wohl eher, sich sinnvoll für seine Mitmenschen einzusetzen. Wenn man dann aber nur solche Putzdienste leisten muß – dann bin ich strikt gegen ein Pflichtjahr.

Claudia: Jede Frau müßte sozial tätig sein, ob sie will oder nicht. Vielleicht wollen viele gar nicht, dann können sie die Aufgabe gar nicht erfüllen. Wer wirklich helfen will, kann zum Beispiel im Roten Kreuz mitmachen.

Brigitte: Die CDU-Frauen fordern die Dienstpflicht als „Vorbeugen gegen Gammeln bei jungen Arbeitslosen“. Die gammeln doch nicht, die kriegen einfach keine Arbeit. Man muß doch vernünftige Ausbildungs- und Arbeitsplätze fordern, statt so eines Pflichtjahres.

150 Mark Taschengeld

Claudia: Bevor ich arbeitslos auf der Straße rumhänge, mache ich lieber so ein Pflichtjahr. Obwohl damit natürlich nur die Statistiken bereinigt werden.

Lore: Und nach dem Jahr stehen die Mädchen wieder auf der Straße.

Anja: Man müßte gesetzlich verankern, daß jede und jeder eine Lehrstelle bekommt.

Brigitte: Die Chancen, einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu bekommen, wenn so ein Jahr vorbei ist, ste-

hen schlechter als vorher. Du verlierst nur Zeit und wirst älter. So war es bei mir auch.

Ich habe 1977 ein Freiwilliges Soziales Jahr gemacht, das gibt es seit 1964. Für 150 Mark Taschengeld habe ich im Schnitt 16 Stunden am Tag gearbeitet, Verpflegung und Unterkunft waren frei. Damals habe ich das gern gemacht, aber für meinen Beruf hat es mir nichts gebracht. Das war ja keine Ausbildung, nichts Anerkanntes. Und 1978 habe ich von dem Konzept der Gemeinschaftsdienstpflicht gehört, in dem es heißt, daß jeder junge Bürger, ob Mann oder Frau, zu einer Dienstleistung für Staat und Gesellschaft herangezogen werden kann.

Gemeinschaftsdienstpflicht – ohne mich

Zur Gemeinschaftsdienstpflicht gehören neben dem Wehrdienst Dienstleistungen in Krankenhäusern, in Pflegeheimen, Altenheimen, im Zivildienst, Katastrophenschutz, Technischen Hilfswerk, Deichwachdienst und so weiter. Gemeinschaftsdienstpflicht im Rahmen der Gesamtverteidigung, das habe ich nicht gewollt.

Heute spricht man nicht mehr von Gemeinschaftsdienstpflicht, weil der Bundeswehr-Verband festgestellt hat, daß sich viele bei diesem Wort an den Reichsarbeitsdienst im Faschismus erinnern. Der Bundesverband empfiehlt deshalb „eine Politik der kleinen Schritte, mit der Zug um Zug die Gesamtverteidigung unter Einschluß der Gemeinschaftsdienstpflicht ausgebaut wird“.

Das habe ich alles nicht gewußt, als ich mich für das Soziale Jahr in einem Kinderheim bewarb. Und ich habe es nicht gewollt.

Olli, Frauke, Claudia, Anja und Jörn nach der Diskussion:

Frauke: Ich fand zwar meine Argumente ganz einleuchtend, aber nachher habe ich mich auf verlorenem Posten gefühlt. Vielleicht waren meine Argumente zu

oberflächlich, einige davon wurden in der Diskussion umgestoßen. Jetzt bin ich mir nicht mehr ganz sicher, wo ich stehe. Ich akzeptiere beide Seiten. Aber diese Politik der kleinen Schritte, bei der die Betroffenen gar nicht merken, worum es geht – gegen die wehre ich

mich ganz entschieden. **Claudia:** Ich bin zum Nachdenken gekommen. Vorher wußte ich zu wenig über dieses Thema. Ein Pflichtjahr einzuführen, kann jedenfalls nicht richtig sein.

Olli: Ich muß über meine Haltung noch mal nachdenken. Aber diese Poli-

tik der kleinen Schritte, die finde ich nicht richtig. Man muß die Hintergründe nennen, auch in der Zeitung. Sonst ist alles verlogen.

Jörn: Ich fühle mich bestärkt in meiner Meinung. Die Diskussion, die wir hier geführt haben, werde ich jetzt auch unter den Klassen-

sprechern an meiner Schule anzetteln.

Anja: Ich fände es wichtig, daß solche Diskussionen auch in anderen Jugendzentren stattfinden. Außerdem werde ich mit meinen Kolleginnen und Kollegen weiterdiskutieren. Das sind so kleine Schritte, die ich leisten kann.

Diese Zeitung sollten Sie probelesen. Kostenlos.



Sie informieren sich. Aus Presse, Funk und Fernsehen. Doch vor lauter „Ausgewogenheit“ ist vielfach nicht mehr zu erkennen, worum es eigentlich geht. Anders die UZ. Sie versucht nicht, sich ausgewogen und unabhängig zu geben. Als Tageszeitung der DKP berichtet sie mit klarem Standpunkt aus der Sicht der arbeitenden Menschen.

Mit der  auf der richtigen Seite.

Unser Angebot

Die  können Sie probelesen. Kostenlos und unverbindlich. 14 Tage lang. Einfach anrufen: (02101) 590317. Oder Sie senden uns diesen Coupon mit Ihrer Adresse.

elan 11/88

Coupon bitte ausschneiden und einsenden an: VVVG m.b.H., Postfach 10 15 55, 4040 Neuss 1



El Salvador-Gefängnis **ds** y más de 200 von innen **etenidos en disturbios ayer**

Diez extranjeros, figuran entre los de 200 a 250 detenidos por la Policía Nacional después de los disturbios de ayer que culminaron con la muerte de un motorista, cerca del Parque Infantil.
En declaraciones a la prensa, ayer tarde para informar sobre los sucesos de la mañana, el Cnel. Carlos Mauricio Guzmán Aguilar, Director de ese Cuerpo de Seguridad, dijo que a los foráneos les será aplicada la ley de extranjería.

Armas chinas, de las que utilizan los "comandos urbanos", aseguró el alto jefe militar, les fueron decomisadas a los "manifestantes" de la Universidad Nacional.

Señaló, que los disturbios que se proponían llevar a cabo quienes participaban en el desfile que fue disuelto por contingentes de anti-motines de esa Institución a inmediaciones del Parque Infantil de

—Pasa a la página 33—



Wie man zum „Aufwiegler“ wird

EXTRANJEROS. Por lo menos diez ciudadanos de Estados Unidos y de Alemania, principalmente, fueron capturados ayer por agentes de la Policía Nacional, durante los desórdenes callejeros provocados

por unos manifestantes de la Universidad. A éstos, el Cnel. Carlos Aguilar, Director de la P.N., dijo que la Ley de Extranjería.



„Das Furchtbarste war, immer wieder Schreie von Frauen zu hören, dann eine Art Kampfgebrüll von Soldaten und danach tosenden Applaus. Von Foltergefängnissen hatte ich gehört, selbst drin zu stecken, ist etwas anderes.“ **Andershalb Tage saß Bettina Hecke als „ausländische Provokateurin“ in salvadorianischen Gefängnissen. Über ihre Erlebnisse berichtet sie im Interview-Gespräch.**

Die 22jährige Fotografin reiste am 12. September zusammen mit fünf anderen Münchnern nach El Salvador. Die sechs Delegationsmitglieder des Ökumenischen Büros wollten sich mit verschiedenen Menschenrechtsorganisationen und Kirchengruppen treffen.

Gleich am ersten Tag, auf dem Weg zum Treffen mit UNTS, dem Gewerkschaftsdachverband, griff ein Militärkommando die Gruppe auf. „Keiner von uns wußte, was eigentlich passiert.“ Das Pick-up-Kommando, ein Toyota, vollbeladen mit Soldaten und Waffen, fuhr sie zu einem zweieinhalb Kilometer entfernten Platz, wo Militär und Polizei gerade gewaltsam eine Demonstration auflösten.

Acht Stunden Augenbinde

Dort erfuhren sie den Grund für ihre Verhaftung: Sie hätten an der Kundgebung von Studenten gegen Finanzkürzungen teilgenommen und sich als „Aufwiegler“ hervorgetan. Niemand in der Gruppe, so Bettina, hatte etwas von der Demonstration gewußt. Vom Kundgebungsplatz aus brachten Linienbusse alle Festgenommenen zur Policía Nacional. „Im Bus lagen neben mir blutig geschlagene Salvadorienser, wir mußten alle geduckt sitzen, damit Passanten den Gefangenentransport nicht erkennen.“

Während der acht Stunden in der Policía Nacional kroch in Bettina die nackte Panik hoch. Alle Festgenommenen mußten Augenbinden tragen, immer wieder waren Schreie zu hören. „Ich war in Todesängsten und dachte, die zerdrücken dich an der Wand, wenn sie grünes Licht von oben bekommen. Immerzu hatte ich die Ermordung von Jürg Weiss im Kopf.“ Der Schweizer Theologe wurde am 22. August 1988 in El Salvador von Sicherheitskräften ermordet.

Sie sei doch „in den Bergen“ gewesen, also Unterstützerin der bewaffneten Freiheitsbewegung FMLN, das würden die Narben an ihren Beinen beweisen – so der Tenor in den Einzelverhören. „Dabei strich er mit dem Gewehrlauf über meinen Körper oder streichelte mein Gesicht.“

Einige Stunden später stellte sich heraus, welchen Nutzen die Münchner Gruppe für die Militärs hatte: Zum „Pressetermin“ mußten sie sich ohne Augenbinde an eine

Die zweiundzwanzigjährige Fotografin Bettina Hecke wurde mit ihrer Reisegruppe von einem Militärkommando in El Salvador verhaftet. Den Grund dafür erfuhr die Gruppe erst Tage später...

Wand stellen. Die Journalisten fotografierten, durften aber keine Fragen stellen. Das Foto erschien einen Tag später in der Tageszeitung „La Prensa Grafica“ mit der Bildzeile: „Die Aufrührerischsten unter den Agitationsgruppen der Demonstration.“ Ein einfaches Rezept: Die Demonstration war „in Wirklichkeit von außen ferngelenkt“.

„gut behandelt“

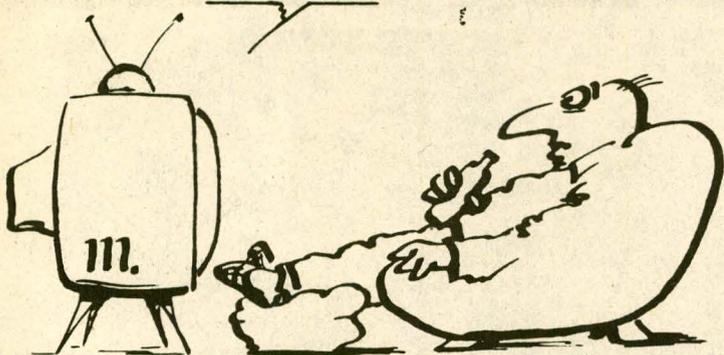
Die Nacht verbrachte Bettina in einer fensterlosen Einzelzelle im berühmten Foltergefängnis der Policía da Hacienda. Dort drohte man ihr im Verhör, sie zum „Arzt“ zu schicken – der Inbegriff des Horrors für Bettina. Alle sechs entließ die Polizei schließlich mit einem lebenslangen Einreiseverbot, El Salvador mußten sie sofort verlassen.

Die österreichische Konsulin Katstaller, die für Bettina zuständig war, empfahl ihr wie die bundesdeutschen Konsulatskollegen eindringlich, die beiden von der Polizei vorgelegten Dokumente zu unterschreiben: eine Bestätigung, „gut behandelt“ worden zu sein und ein Geständnis, als „Provokateurin“ an der Demo teilgenommen zu haben.

Beate Schwedler

Die 1984 von der christ-demokratischen Duarte-Regierung begonnene Strategie des „Konfliktes niedriger Intensität“ gegen die Opposition ist gescheitert. Jetzt kehrt die Oligarchie zu alten Konzepten zurück. Die Armeeführung wurde umgruppiert, die ultrarechten Offiziere bestimmen seit einigen Monaten wieder den Kurs. Die Todesschwadronen wurden reaktiviert, die Anzahl der politischen Morde und der Verschwundenen nimmt zu. Ausweisungen von Journalisten und Mitgliedern ausländischer Delegationen häufen sich. Mehrere Dutzend Ausweisungen gab es allein im August und September. Der Schweizer Theologe Jürg Weiss wurde am 22. August von den Todesschwadronen ermordet. Unter Ausschluß der internationalen Öffentlichkeit will die Regierung die nationale Opposition gewaltsam zerschlagen.

... SCHALTEN WIR UM INS RAUMFAHRTZENTRUM, ...
 ... GUTEN ABEND! NEBEN MIR STEHT GENERAL
 KERLESS, DER UNS GENAUERES SAGEN KANN.



NUN! DER SATELLIT FOLGT UNSEREN
 BERECHNUNGEN, GENAU WIE ERWARTET IST
 ER UM DREI UHR IN DIE ERDUMLAUFBAHN
 EINGETRETEN...



... DIE ER UM SECHS UHR VERLASSEN WIRD,
 ALSO IN ZWEI MINUTEN, SECHSZEHN SEKUN-
 DEN. WIR KÖNNEN DEN LANDEPLATZ JETZT
 SCHON GENAU BESTIMMEN.



ES IST SICHER AUCH FÜR UNSERE ZU-
 SCHAUER BEEINDRUCKEND, WIE SICHER
 SIE DIESES KOMPLIZIERTE UNTERNEHMEN
 LEITEN!



RECHT SO! WIR
 HABEN ALLES...

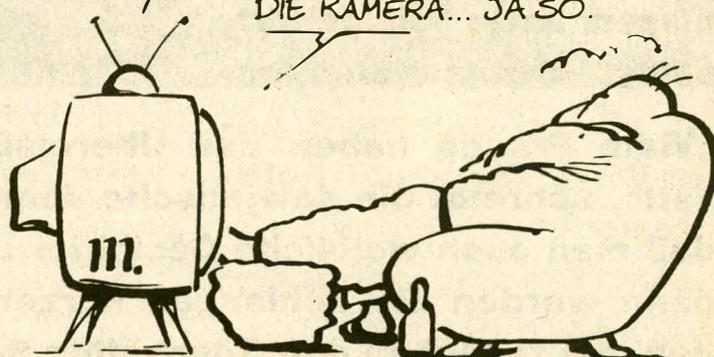
... UNTER KONTROLLE! EINE ZIELBESTIM-
 MUNG AUF ZWEI METER GENAU - KEIN PROBLEM!

WIRKLICH PHANTASTISCH!



RECHT SO! ICH WILL DAS MAL AUF DIESEM
 PLAN ZEIGEN...

BITTE EIN BISSCHEN MEHR IN
 DIE KAMERA... JA SO.

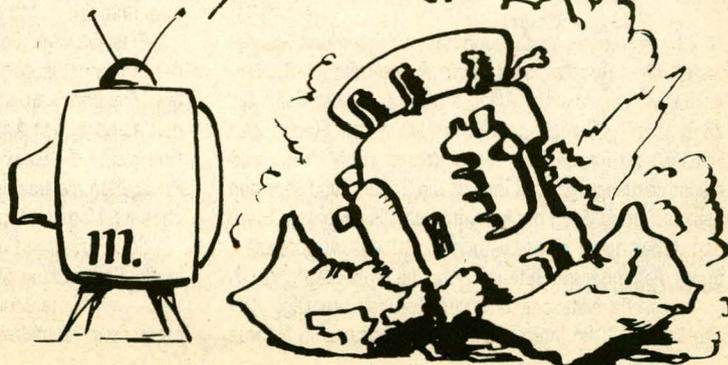


ALSO... GENAU HIER... WIRD ER RUNTER-
 KOMMEN!

DA?! SIND SIE SICHER?



VOLLKOMMEN! DA BRAUCHEN SIE SICH
 KEINE SORGEN MACHEN!



SCHEITERT DIE PERESTRO



Frauen arbeiten doppelt: Erst hinter der Ladentheke, dem Bürotisch oder der Werkbank, dann vor der Ladentheke, dem Herd und dem Kinderbett.

„Viele Frauen haben das Übermaß von männlichem Perestroika-Geschwätz satt“, schreibt die sowjetische Journalistin Larissa Kusnezowa. „Es wird Zeit, daß man auch weibliche Gesichter unter den Führern des Landes erblickt. Erst dann werden die Schlangen kürzer.“ Drei von denen, die täglich in den Geschäften Schlange stehen, sagen in dieser elan ihre Meinung: Die Moskauerinnen Natascha und Olga und die Rostowerin Lena.

„Nach unserer Verfassung haben Frauen und Männer die gleichen Rechte“, sagt die 21jährige Deutsch-Studentin Natascha. „Aber im Alltag ist das nicht der Fall.“ Sie spottet: „Wir Frauen haben vor allem das Recht, den Haushalt zu führen. Der Mann kommt nach Hause und macht sozusagen nichts, nimmt die Zeitung und liest den ganzen Abend. Die Frau kommt ebenfalls nach acht Stunden Arbeit nach Hause – und kocht das Abendessen, bringt die Kinder ins Bett und putzt die Wohnung.“

Ich treffe Natascha und ihre Freundinnen Olga (21) und Lena (18) im internationalen Jugendcamp in Noorus

an der sowjetischen Ostseeküste. Zu ihren „Rechten“ als Frauen gehört auch das Einkaufen – angesichts der Warteschlangen in sowjetischen Geschäften dauert es täglich zwei Stunden.

Eine wichtige Voraussetzung für Gleichberechtigung der Frauen ist in der Sowjetunion verwirklicht: 92 Prozent aller Frauen im arbeitsfähigen Alter sind berufstätig, können somit in der Arbeit ihre Fähigkeiten entwickeln und sind nicht vom Geld eines Mannes abhängig. Da aber im Privatleben die traditionelle Rollenverteilung fast ungebrochen ist, sind sie doppelt belastet.

Seit Perestroika und Glasnost begonnen haben, wird in der Sowjetunion über dieses Problem, öffentlich diskutiert – mit unterschiedlichen Lösungsvorschlägen. Vorherrschend ist dabei der Standpunkt, den auch Michail

Gorbatschow vertritt: Zwar forderte er auf der Parteikonferenz in diesem Sommer, daß „den Frauen ein breiter Weg in die leitenden Organe von unten bis ganz oben eröffnet wird, damit Fragen, die unmittelbar die Interessen von Frauen betreffen, nicht ohne ihr Zutun und ohne Berücksichtigung ihrer Ansichten gelöst werden.“ Und was betrifft die Interessen der Frauen? In seinem Buch „Perestroika“ schreibt Gorbatschow, Frauen sollten „zu ihrer eigentlichen weiblichen Lebensaufgabe zurückkehren“, „dem Haushalt, der Erziehung der Kinder und der Schaffung einer familiären Atmosphäre“.

Auch die Studentin Olga meint, „daß unsere Frauen so vom Arbeitsleben beansprucht werden, daß ihnen keine Zeit mehr bleibt für Familie und Kinder“. Lena, hauptamtliche Funktionärin des Jugendverbandes Komsomol, sagt: „Jede Frau sollte wählen können, ob sie Kinder erziehen oder arbeiten will oder alles zusammen.“ Das erlebe ich bei Gesprächen in der Sowjetunion immer wieder: Der Gedanke, daß Kindererziehung und Haushalt gleichermaßen Aufgabe von Männern und Frauen sein muß, ist wenig verbreitet.

DIKA AM PATRIARCHAT?

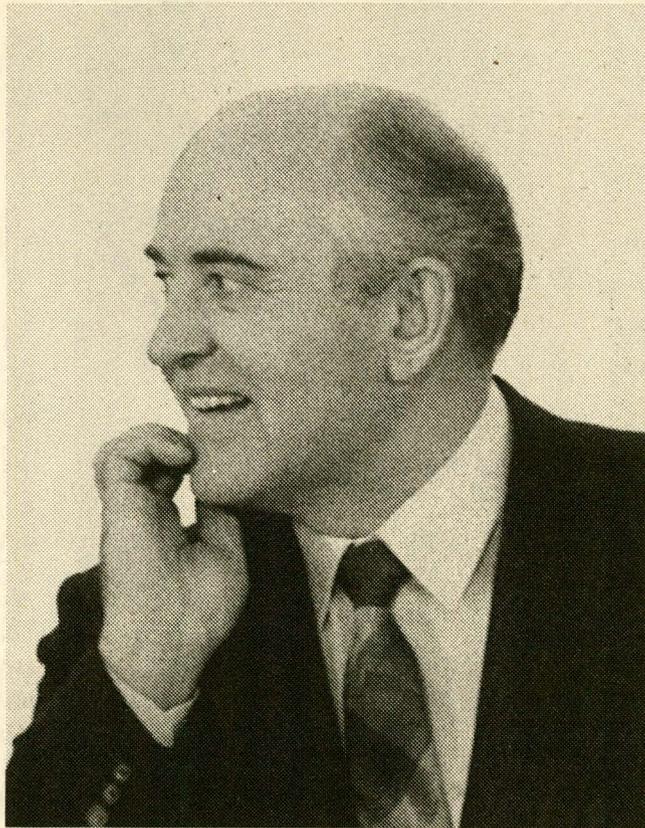


Foto: dpa/Hofmann

Sowjetische Frauen diskutieren

Eine Gegenposition zu dem von der Männerherrschaft (Patriarchat) geprägten Bewußtsein formulierte Soja Puchowa, die Vorsitzende des Sowjetischen Frauenkomitees, auf der Parteikonferenz. Die Wirtschaftsreform bedeute „eine neue Gefahr für den schwächsten Teil des Arbeitskollektivs, nämlich die Frauen mit Kindern“. „Bei einer Kürzung des Personals wird in erster Linie Frauen gekündigt.“ Dies hängt mit der patriarchalischen Einstellung zusammen: „Es ist eine alte Gewohnheit, Haushalt, Familie und Kindererziehung als eine rein weibliche Aufgabe zu betrachten. Natürlich kommt den Müttern eine große und verantwortungsvolle Rolle zu, aber dies gilt in gleichem Maße für die Väter.“

Dieser Ansicht neigt auch Natascha zu. „Meiner Meinung nach liegt es an der Kindererziehung. Gleichberechtigte Arbeitsteilung in der Familie sollte Jungen und Mädchen von klein auf anezogen werden. Es fehlt den Kindern an guten Beispielen zu Hause. Mutti macht alles, Mutti ist brav – da denken die Jungen: Das wird bei meiner Frau auch so sein. Diese Psychologie muß überwunden werden.“

Dem wiederum stimmt Lena zu: „Wir müssen die Sklavinnen in uns selbst töten.“ Sie verweist auf die sowjetische Frauenbewegung nach der Oktoberrevolution 1917, auf sowjetische Revolutionärinnen wie Alexandra Kollontai, „die erste Ministerin und die erste Botschafterin auf der Erde, eine mutige und selbständige Frau“.

Die Ausgangsbedingungen für die Frauenbewegung waren hart. Noch unmittelbar vor der Oktoberrevolution waren die Frauen von vielen Berufen ausgeschlossen. 93 Prozent der Bäuerinnen konnten weder lesen noch schreiben.

„Jede vierte Abtreibung auf unserer Erde ist eine sowjetische. Das übersteigt die Praxis entwickelter Industrieländer und das Sechs- bis Zehnfache. Und das ohne Berücksichtigung illegaler Abtreibungen, die in der Sowjetunion noch häufig praktiziert werden. Obwohl in vielen Städten die Frauen unter den Qualen dieser Operation stöhnen, hat sich noch keiner der Leiter unseres Gesundheitswesens erschossen.“

Larissa Kusnezowa in der Ausgabe 37/1988 der sowjetischen Wochenzeitung „Neue Zeit“.

Nach den zaristischen Gesetzen waren die Frauen vor der Ehe Eigentum des Vaters, dann des Ehemannes. Erlaubt und üblich war, daß Ehemänner ihre Frauen prügelten. Verließ eine Frau ihren Mann, wurde sie von der Polizei zurückgeholt. In den asiatischen Gebieten hatten die Männer das Recht auf mehrere Frauen, die sie verkaufen und verschenken konnten. Noch in den zwanziger Jahren wurden dort Frauen ermordet, weil sie keinen Schleier trugen.

In Städten und Dörfern bildeten sich Frauenräte, um dagegen anzugehen. Doch der Stalinismus verdrängte Frauenrechtlerinnen wie Alexandra Kollontai aus der Führung des Landes. Die Frauenräte wurden schließlich aufgelöst. Gegen reaktionäre, patriarchalische Traditionen wurde nicht mehr angegangen.

„Es gibt in der UdSSR keine ernstzunehmende Frauenbewegung mit einem Programm, einer Konzeption, mit rechten und linken Überspitzungen, wenn man so will, mit Extremistinnen, Emanzen und Anführerinnen“, kritisiert Larissa Kusnezowa in der sowjetischen Wochenzeitung „Neue Zeit“. „Die Stimmen der Frauen sind nur in ihren Küchen zu hören.“ In solchen Äußerungen, die jetzt in der sowjetischen Presse zu finden sind, sieht Natascha den „Keim einer neuen Frauenbewegung“. „Wenn solche Frauen Anstöße geben, kann sich eine rege und rasante Bewegung entwickeln.“ Die könne entscheidend dazu beitragen, das bisherige Rollenverhalten zu überwinden.



Natascha: „Gleichberechtigte Arbeitsteilung in der Familie sollte Jungen und Mädchen von klein auf anerzogen werden.“

Natascha berichtet über die Frauenräte, die jetzt wieder aufgebaut werden. Überwiegend kümmern sie sich aber bisher um traditionell „weibliche“ Aufgaben wie Einkaufsmöglichkeiten im Betrieb und Kinderkrippen.

„Die Frau wird von der Führungsrolle in der Politik abgedrängt und bekommt nur eine Statistenrolle zugewiesen. Heute sind wir schon so weit, daß jeder zweite Mann irgendeine Chefposition bekleidet, daß die gesamte höhere Chefetage ausschließlich aus Vertretern des ‚starken‘ Geschlechts besteht. Die Frau ist dagegen nur ausführendes Organ männlichen Willens, Handlangerin oder Nachbeterin.“

Larissa Kusnezowa

Den Frauen „Steine aus dem Weg räumen“ – darin sieht Larissa Kusnezowa eine Existenzfrage für die Perestroika. „Bleiben sie aber, wo sie sind, dann können wir



Olga: „Unsere Frauen werden so vom Arbeitsleben beansprucht, daß ihnen keine Zeit mehr bleibt für Familie und Kinder.“

unsere Hoffnungen auf eine echte Demokratisierung der Gesellschaft begraben.“

Wie soll das Ziel der Perestroika, die Menschen vor einem Atomkrieg und einer ökologischen Katastrophe zu retten, erreicht werden, wenn sich die Hälfte der Menschheit am Engagement dafür nur beschränkt beteiligen kann? Wie soll eine alles bisherige übertreffende Demokratie verwirklicht werden, wenn die Frauen nicht gleichrangig daran beteiligt sind? Wie soll die sowjetische Wirtschaft erneuert werden ohne die Fähigkeiten und die Kreativität der Frauen?

Die Doppelbelastung hindert die im Schnitt hochqualifizierten sowjetischen Frauen am gesellschaftlichen Aufstieg, weil sie sich weniger in ihrer Arbeit engagieren können: So sind 53 Prozent aller Studierenden Frauen (gegenüber 38 Prozent in der Bundesrepublik), 61 Prozent aller Menschen mit mittlerer und höherer Fachausbildung sind Frauen, 50 Prozent der Akademiker (19 Prozent in der Bundesrepublik), 32 Prozent der Wissenschaftler (16 Prozent), aber nur 7 Prozent der führenden Personen in Politik und Wirtschaft.

Daß denen Frauenschicksale oft egal sind, wird auch deutlich an dem, wie in der Sowjetunion „Geburtenkontrolle“ praktiziert wird. Larissa Kusnezowa schreibt in ihrem Artikel: „Personalcomputer und Verhütungsmittel haben etwas Gemeinsames: Es gibt kaum welche. Das ist für unsere Gynäkologen ein unbekanntes Feld, dagegen sind Schwangerschaftsabbrüche kein Problem“ – sowjetische Frauen müssen in ihrem Leben fünf bis zehn Abtreibungen über sich ergehen lassen.

Natascha betont: An Kondomen und Pillen mangelt es nicht nur, sie sind nicht nur von schlechter Qualität – die meisten Menschen wissen gar nichts darüber. Erst jetzt schreiben Zeitschriften über Sexualität, erst seit drei Jahren wird ein Schulfach unterrichtet, in dem auch aufgeklärt



Lena: „Mit gefällt unsere Revolutionärin Alexandra Kollontai, die erste Ministerin und die erste Botschafterin auf der Erde, eine mutige und selbständige Frau.“

werden soll (bezeichnenderweise heißt es „Psychologie und Ethik des Familienlebens“). Warum fragten die Menschen nicht Ärztinnen und Ärzte? „Sexualität war eine Tabuzone. Wir genierten uns, darüber zu sprechen.“

„In vielem haben wir die Angelegenheiten des Patriarchats nicht überwunden... Es ist doch bezeichnend, daß alle Warteschlangen, mit Ausnahme der nach Wodka, aus Frauen bestehen. Können da eigentlich die Schlangen verschwinden, wenn sie in der Hauptsache Frauen in sich vereinigen?“

Larissa Kusnezowa

Viele Diskussionen, die bei uns geführt werden, sind den meisten sowjetischen Menschen fremd. Als ich nach der Meinung zur Moskauer Mißwahl frage, sagen Natascha, Olga und Lena: „Ich meine, daß die Siegerin keine russische schöne Frau ist.“ – „Sie ist mehr ein italienischer Typ.“ – „Äußerlich wirkt sie wie eine Französin.“ Darum ginge es mir nicht, füge ich verwirrt hinzu, und frage, ob sie die Mißwahlen nicht als eine frauenfeindliche Vermarktung von weiblichen Körpern betrachteten? Die Antwort, mit erstauntem Gesicht: „Nein, die Idee gefällt uns.“ Wenige Minuten später meint die gleiche Natascha, daß die derzeitige Öffnung zum Ausland die Sowjetunion auch für feministische Ideen öffnen sollte. „Es wäre nützlich, wenn wir unsere Probleme mit Frauen aus den westlichen Ländern besprechen würden. Sicher würden wir viele Gemeinsamkeiten feststellen.“

Adrian Geiges

Viktoria Tokarewa, Artjom Wesjoly, Michail Scholochow, Viktor Astafjew und Daniil Granin!

Ihre Literatur ist wesentlicher Teil der literarischen Auseinandersetzung in der Sowjetunion, Teil von Glasnost und Perestroika.

Viktoria Tokarewa
ZICKZACK DER LIEBE
Erzählungen
316 Seiten, Leinen mit
Schutzumschlag, DM 29,80

Artjom Wesjoly
**RUSSLAND IN BLUT
GEWASCHEN**
Roman
596 Seiten, Leinen mit
Schutzumschlag, DM 34,-

Michail Scholochow
NEULAND UNTERM PFLUG
Roman
Erstes Buch, 448 Seiten, Leinen mit
Schutzumschlag, DM 32,-

Zweites Buch, 506 Seiten, Leinen
mit Schutzumschlag, DM 34,-

Viktor Astafjew
DER TRAUERIGE DETEKTIV
Roman
206 Seiten, Leinen mit
Schutzumschlag,
DM 28,-

Daniil Granin
DAS GEMÄLDE
Roman
467 Seiten, Leinen mit
Schutzumschlag, DM 29,80

Daniil Granin
DER GENETIKER
Das Leben des Nikolai Timofejew-
Ressowski, genannt Ur
Roman
380 Seiten, Leinen mit
Schutzumschlag, DM 36,-

Wenn Sie wissen wollen, welche Bücher sonst noch zu den verschiedensten Auseinandersetzungen beitragen, schauen Sie in unser Gesamtverzeichnis. Wenn Ihre Buchhandlung das Verzeichnis nicht vorrätig hat, bestellen Sie es direkt bei uns.

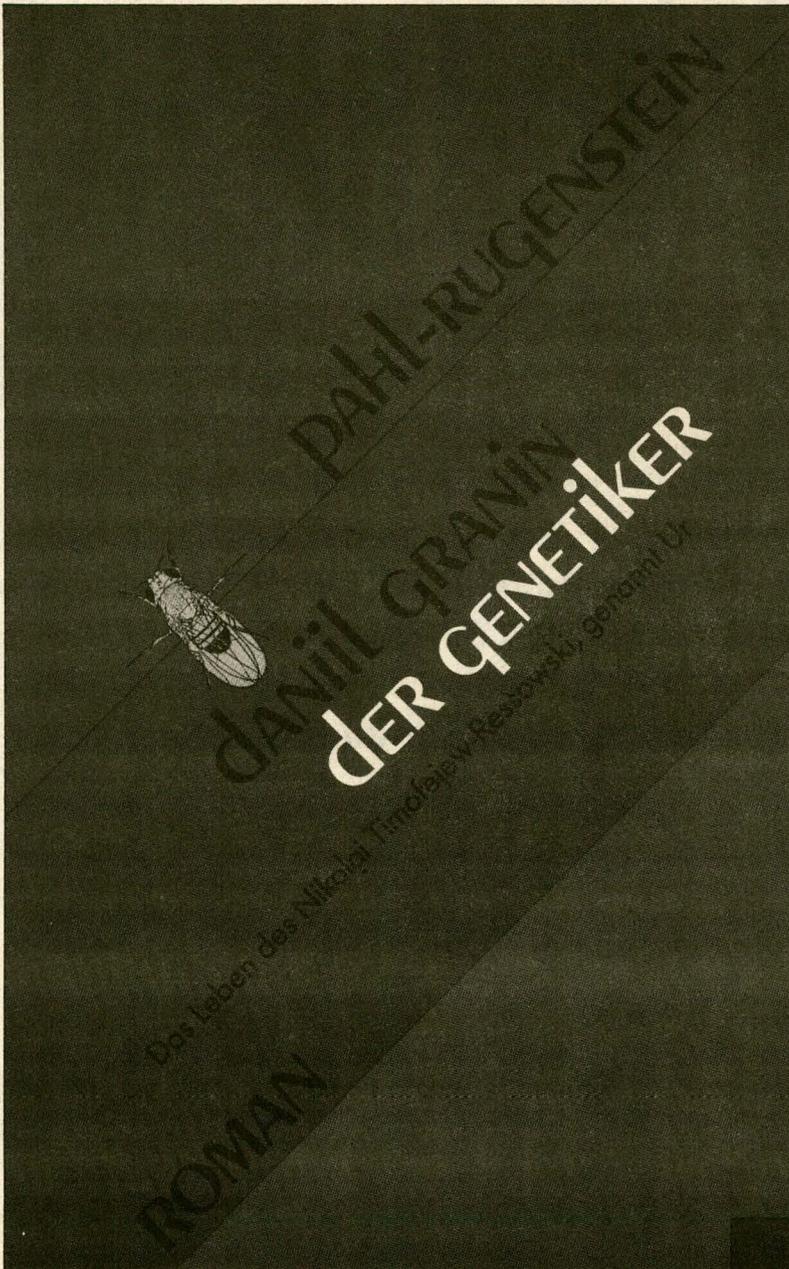
PAHL-RUGENSTEIN Verlag GmbH
Gottesweg 54
5000 Köln 51

Ich möchte _____ Exemplare
Ihres Gesamtverzeichnisses.

Name

Anschrift

Unsere Bücher sind Lebens-Mittel
PAHL-RUGENSTEIN



ch die Kreisleitungen der FDJ, Zentralrat, die Junge Welt oder Endradio DT 64 erwarten. Derar- Aussprachen, so der Vorschlag Eberhard Aurich, sollten in Verbin- gung mit den FDJ-Wahlversamm- lungen in allen FDJ-Leitungen an Schulen stattfinden. Die FDJ- Leitungen sollten danach die Direk- tionen bitten, mit ihnen gemeinsam ihre Vorhaben, Ideen und Vor- schläge zu beraten und die so ent- standenen Vorschläge und Mei- nungen an den Zentralrat (DDR- FDJ), Unter den Linden 36/38, 1086 schicken. Viele der in der Diskussion mit Eberhard Aurich ge- äußerten Gedanken greifen auch in der JW-Leserdiskussion ein.

Ich bin vierzehn

gut
men
hr



Anett und Jan (oben von links) brachten ihre Rathaus-Wahl-Idee in die Diskussion Fotos: JW-Bild/Eckbrecht

Dürfen wir im Rathaus

tennis-Nachmittag nur fünf Schüler in den Schulklub kommen und ihnen macht das einen Heidenspaß – haben wir dann nicht auch etwas gewonnen?
Stefan Scarlett, 29

FDJ. Ist doch auch richtig so, denn wir Schüler sehen doch manches mit anderen Augen. Woher sollen die Lehrer eigentlich erfahren, was wir bew...

„Ich bin vierzehn“ – unter diesem Motto läuft eine Diskussion von Leserinnen und Lesern in der DDR-Jugendzeitung „Junge Welt“. Über Ansprüche an sich selbst, an andere und an den DDR-Jugendverband Freie Deutsche Jugend (FDJ). Hier einige Antworten auf die vier Fragen der Jungen Welt:

„ICH WILL MICH ÜBERALL AUSPROBIEREN“

1.

Was ist dir wichtig in deinem Leben?

Ich will soviel, mich überall ausprobieren: Ich spiele Handball, bin in einer Ballettgruppe, hab' als Mannequin auf Zeit schon mal Jugendweihemodelle vorgeführt und eine kleine Rolle als Synchronsprecherin beim Fernsehen gehabt. Ich brauche immerzu Bewegung, möchte sehen, was ich schon kann. Es gibt so viele Dinge, die Spaß machen. **Anne-Katrin Teistler (14), Berlin**

Meine Geschwister sind 13, 11, 9 und 4 Jahre alt. Natürlich habe ich da mehr für unsere Familie zu erledigen als manch anderer. Die „Hofclique“ dachte mal 'ne Zeit, ich sitze nachmittags nur vor dem Fernseher und will nichts von ihr wissen. Aber meine Mutti war da sehr krank. Im Haushalt zu helfen finde ich nicht belastend. Meine Eltern achten schon darauf, daß ich genug Zeit für mich habe. Manchmal bügle ich die Wäsche, und wenn meine Mutti von der Arbeit kommt, habe ich ihr eine Tasse Kaffee gebrüht. Dann drückt sie mich ganz lieb. **Annett Gärtner (15), Berlin**

Wichtig ist mir, daß ich mit allen in der Klasse klarkomme, mit Mädchen und Jungs. Auch das Verhältnis zu meiner besten Freundin. **Katharina Sander (13), Berlin**

Ich will die 10. schaffen. Mit solchen Zensuren, daß ich Kfz-Schlosser werden kann. Und dann vielleicht Fernfahrer. Zum Boxen gehe ich seit einem halben Jahr zweimal die Woche und einmal zum Basketball. Der Box-Trainer ist ordentlich, es macht Spaß. Und ich hab' mich sportlich ungeheuer verbessert. **Sven Schindler (14), Berlin**

Mehr öffentlich über das reden, was uns bewegt. Wir haben die Idee einen „Klub der Kritik“ in unserer Schule zu gründen. An einer Wäscheleine, quer durch den Schulfur gespannt, kann jeder seinen Zettel mit Vorschlägen, Ideen, Kritik und Lob hängen – anonym oder mit Namen. Keine Meckerecke soll das werden, eher so eine Art Forum, um untereinander und mit den Lehrern ins Gespräch zu kommen über Dinge, die besser laufen könnten.

Auf meinem ersten Zettel würde stehen: Warum wir für die Sendung des Schulfunks keinen Kassettenrecorder bekommen, obwohl die Schule drei hat. Der im Direktorenzimmer wird kaum benutzt. Und ich wünsche mir, daß der Direktor die Schüler morgens über den Schulfunk freundlich begrüßt. **Annett Gärtner (15), Berlin**

2.

Wofür willst du dich in der FDJ einsetzen?

Im Pionierzirkel „Unter der blauen Fahne“ hat uns eine Lehrerin ein paarmal was erzählt. Das war mir zu allgemein. Da habe ich meine Eltern gefragt. Sie sagten, es wäre gut, in die FDJ einzutreten, auch für später, wegen des Berufs und so. **Daniela Thomas (14), Berlin**

Ich finde, daß wir ernsthafter darüber reden müssen, was wir nun wirklich in der FDJ machen wollen, was nun anders wird als vorher. Auch in unserer Klasse. Ich habe meinen Vater gefragt,

warum er damals in die FDJ gegangen ist. Er hat geantwortet, es sei derselbe Grund, weshalb er später Mitglied der SED wurde: Weil es gut ist, sich für Neues und Gutes einzusetzen, aber sich diese Kämpfe nur gemeinsam mit Gleichgesinnten gewinnen lassen. Ich denke, da hat mein Vater recht.

Thomas Schultz (14), Potsdam

3.

Mit wem kannst du über alles reden?

Mit meiner Mutter. Sie arbeitet als Verkäuferin. Oft hat sie Spätdienst. Und dann noch Zeit für mich. Manches versteht sie nicht gleich. Warum ich mit einem Jungen aus der 8. Klasse gehe, der jünger ist als ich, aber viel erwachsener als die meisten Jungs aus meiner Klasse. **Annett Gärtner (15), Berlin**

Mein Vater grinst nur. Ich rede lieber mit meiner Freundin über alles. **Stefanie Richter (14), Potsdam**

Meine Mutter hört sogar das, was ich nicht erzähle.

Jörg Scheffel (13), Berlin

Im Moment kann ich eigentlich mit keinem reden. Mein bester Kumpel ist mit seiner Familie in den Sommerferien in den Westen ausgewandert. Als alles klar war, wußte er nicht ob er weinen oder lachen sollte. Ich lebe allein mit meinem Vater. Die Scheidung war, da bin ich drei Jahre alt gewesen. Ich hatte zwischendurch Stiefmütter und Stiefgeschwister. Jetzt komme ich mir oft wie Robinson Crusoe vor. Allein auf einer Insel.

Vater arbeitet bei der BVB als Busfahrer, macht viel Überstunden. Morgens um 5 Uhr aus dem Haus, abends erst gegen 21 Uhr wieder da. Da bleiben, wenn überhaupt, nur die Wochenenden, wo wir miteinander sprechen könnten. **Sven Schindler (14), Berlin**

Ich habe niemanden mit dem ich mich richtig aussprechen kann. Eine Freundin habe ich. Ihr kann ich vieles anvertrauen, aber ich behalte auch viele Geheimnisse für mich. Meiner Mutter erzähle ich so allerlei, aber auch nicht alles. **Dana Lange (14), Berlin**

4.

Wie gehst du mit Leuten um, die anders sind als du? Und wie gehen andere mit dir um?

Als ich vor zwei, drei Jahren im Zentralen Pionierlager Lenz Kinder aus Mocambique kennenlernte, war das ganz normal für mich. Ich hatte keine Schwierigkeiten wegen der Hautfarbe oder so. In der Klasse verstehe ich mich auch mit Leistungschwächeren gut. Ich glaube, ich bin kameradschaftlich. Ich möchte, daß andere Leute mich genauso behandeln. **Katharina Sander (13), Berlin**

Wir haben mit der Klasse ein Rehabilitationszentrum für körperlich und geistig behinderte Kinder besucht. Obwohl wir sonst manchmal noch recht albern sind, da hat keiner dumm rumgelacht. Man mußte noch viel mehr wissen über solche Jugendlichen, damit man lockerer mit ihnen umgehen kann.

Anne-Katrin Teistler (14), Berlin



Wozu heute eine kommunistische Partei?



Neue Technologien, neue soziale Bewegungen, neue Armut... Umbrüche in der Produktion und in der Gesellschaft verändern die Arbeiterklasse. Andere politische Erfahrungen und eine veränderte Lebensweise führen auch zu einem Wandel im Verhältnis zu Parteien.

Was bedeuten diese Veränderungen für die Organisationspolitik der Kommunistischen Partei? Ausführlich behandeln die Autoren Fragen der Klassenorientierung und der Organisationsprinzipien, aber auch praktische Probleme wie die Rolle von Kritik und Selbstkritik und das Leben in den Parteigruppen.

Kurt Fritsch (Hrsg.)
Klasse, Demokratie, Aktion
Arbeiterpartei und Organisation in den neunziger Jahren
368 Seiten, 16,80 DM

EDITION MARXISTISCHE BLÄTTER



In Ihrer Buchhandlung

DER DICHTER, DER
DICHTER - DER KRICHT
WAS AUF DIE LICHTER



Das interessante Buch.

Eberhard Kirchhoff

Land in Sicht

Entnommen dem Band: Eberhard Kirchhoff: „Land in Sicht. Gedichte.“
Verlag Gilles & Francke, Duisburg, 1988.

SUSANNE

Im Morgenrock schon checkt sie den Terminkalender:
Gespräch mit Heiner B.: Neonazi in der Jugendgruppe
Besuch bei Gisela: L. hat sie wieder verprügelt
Anschließend ins Kreisbüro der Partei: irgendwelche
Infos holen

Heute trink ich nen Schnaps, sagt sie des öfteren
Spült den Mund aus damit, gurgelt die ständigen
Konferenzen runter ins Spülbecken

Ein Buch kauft sie pro Woche.
Ein Kinobesuch dazu: was Exotisches
Mittwochs Tintenfisch beim Griechen
Um acht Uhr immer Nachrichten:
das Berichten von Kriegen
das Schimpfen über Kriege
das Verdienen an Kriegen

Sie denkt an ihre schmutzige Wäsche
Die ihr keiner wäscht
Alles selber machen, sagt sie,
Sogar nachts

Sie schimpft über die Gruppenabende
Die besonders disziplinierten, die
Besonders vorbereiteten -Nächte ...
Dann sucht sie Material
Über Nicaragua
Bereitet was vor: Das hilft!
Denkt sie.

ALLES IM FLUSS

Der Angler amputiert: ohne Seitenarme
Das Haus am Flußhang:
Bereits ohne Kautio n im Angebot
Keine spuckenden Kinder mehr
Auf den Hängebrücken
Die Dampferfahrten nur noch
Für amerikanische Amerikaner
Überall
Stinkt es nach Fisch.

EMILY

Tja, Emily
Die weiß, wen sie will, wenn sie will
Z. B. zum Quatschen
über Regenbogennächte
Im Winter will sie nach Sibirien und
nach Togo im Sommer
Sie kann jonglieren
Nicht nur mit den Briketts des Opas der unter ihr wohnt
auch mit den Billardkugeln die Jonny ihr
zuspielt
wenn sie ihn eingeladen hat ums Eck
Am liebsten ißt sie Götterspeise
dann heftet sie sich Engelflügel an
steigt auf den Küchentisch und
rührt mit dem dicken Zeh im wackligen
Geglibbere
das sie als ERDE deutet
Ist sie rot? Ist sie grün? Oder Gelb?
Schwarz ist sie sicher nicht, singt sie
dabei.
Läßt Sahne aus zwei Metern Höhe in die Schüssel tropfen
ruft:
Ich bin Frau Holle und
mach mir Sorgen um Euch!
Ihr wackelt nur
bewegt Euch nicht, Ihr!

Tja, Emily genießt gern.



Foto: dpa/Obertreis

Ein Haus aus Quark und Lehm

Was in der Bundesrepublik oft noch skeptisch belächelt wird, findet zum Beispiel in Frankreich als beliebte Ökobaupweise immer mehr Verbreitung.

Aus Lehm gebaut wird ein Jugendhaus am Kuhsee in Augsburg. Das Projekt soll eine ideale Kombination aus ökologischer Bauweise und produktiver Sozialarbeit sein. Unter Anleitung von vier lehmbaugeschulten Sozialarbeitern schichten zwanzig junge Männer aus Stroh und Lehm geformte Ziegeln zu Mauern, die dann mit einer Mischung aus Quark und Molke verputzt werden. Die Türmchen sind mit gebrauchten „Biberschwanz“-Ziegeln gedeckt.

„Wenn es richtig gebaut ist, hält ein Lehmhaus genau so lang wie ein anderes Haus“, sagt Reiner Moll von der Augsburger Gesellschaft für Lehmhausbau, die das Projekt plant und ausführt. Ohne einkalkulierte zehn Jahre Haltbarkeit bekomme keine Konstruktion aus dem sanften Baustoff eine Genehmigung.

Der Lehm, freut sich der Fachmann, wirke „angenehm auf die Psyche“. Außerdem besitze die Baustelle einen ganz eigenen Charakter: „Da herrscht nicht der rechte Winkel, sondern die Formen sind organisch rund.“

Der Lehmhausbau ist umweltfreundlich und vor allem erheblich billiger als alle anderen modernen Bauweisen: 180 000 Mark kostet der neue Jugendtreff, den die evangelische Kirche später als Trägerin übernehmen wird. Ein vergleichbarer Neubau in Beton oder Stein hätte rund zwei Millionen Mark verschlungen, schätzt Reiner Moll.

Der Kostenfaktor überzeugte vermutlich auch die Stadt Augsburg am meisten. Sie bezahlt für das dringend benötigte Jugendhaus das Material. Die „schwer vermittelbaren“ arbeitslosen Jugendlichen, die auf der Baustelle arbeiten, erhalten ihren Lohn aus Mitteln der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) des Arbeitsamtes.

Zum Jahreswechsel 1987/88 wurden die ersten Lehmziegel geschichtet, Ende Dezember soll der Neu-

bau fertig sein. Reiner Moll: „Man muß mehr Erfahrung mit Lehmhausbau sammeln; wenn die Technik ausgereifter ist, kann in Zukunft auch mehrstöckig gebaut werden.“ **BS**

Versengte Bärte



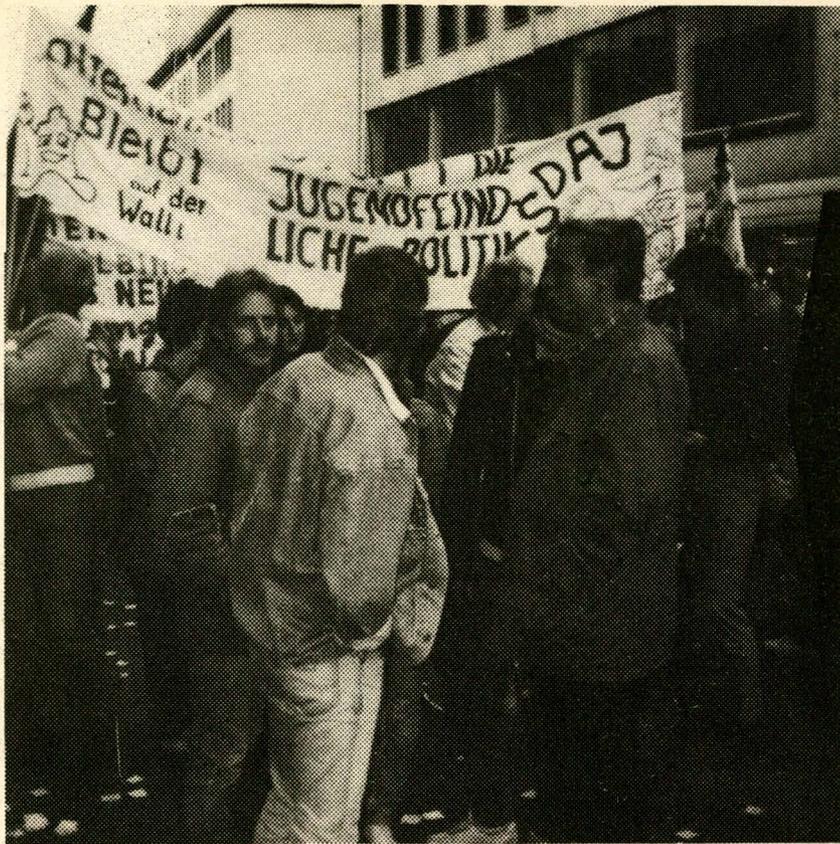
Foto: dpa

Man kann die Fackel der Wahrheit nicht durch eine Menschenmenge tragen, ohne Bärte zu versengen.

C. Lichtenberg

Einen spannenden Reader „Zum Thema Stalinismus“ hat die SDAJ Südbayern fertiggestellt. Die Broschüre bietet einen Einblick in die inneren Vorgänge der KPdSU und Sowjetunion, zeigt auch Möglichkeiten von damaligen Alternativen zu Stalin auf, beleuchtet eine Reihe von persönlichen

Schicksalen, beschreibt Auswirkungen auf die kommunistische Bewegung in anderen Ländern und versucht eine theoretische Bewertung des Stalinismus. Die sowjetische Geschichtsdebatte wird hierbei besonders berücksichtigt. Erhältlich ist der Reader beim SDAJ-Landesverband Südbayern, Reisingerstr. 3, 8000 München 2. Pro Exemplar kostet der Reader zwei Mark, Porto ist extra beizulegen.



Gegen die Beton-Sanierung ihrer Stadt und für den Erhalt ihres Jugendzentrums „alternative“ protestierten rund dreihundert Jugendliche im September in Lübeck. Die Lübecker Stadtväter wollen dem Beispiel des Hamburger Senats folgen und das Jugendzentrum „alternative“ zugunsten einer Musik- und Kongreßhalle auf der Wallhalbinsel ad acta legen. Die Auseinandersetzungen um den Hamburger Flora-Park haben gezeigt, daß Widerstand möglich ist.

Kölner Jugendbündnis für besseren Nahverkehr

Freiheit, die WIR meinen...

Wasser in ihren Wein schütteten dreizehn Kölner Jugendverbände dem Verkehrsverbund Rhein-Sieg (VRS) anlässlich seiner Feiern zum einjährigen Jubiläum. Die Jugendverbände, die sich bereits für den Erhalt einer Sammelkarte zum Preis von 6,60 Mark zusammengeschlossen hatten, traten jetzt mit Forderungen für einen besseren Nahverkehr an die Öffentlichkeit: „Wir Jugendliche und jungen Erwachsene wollen auch ohne Auto mobil sein können und in einer sauberen Umwelt leben. Deshalb treten wir für eine konsequente Förderung des öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV) ein.“ Nach einer ersten Diskussionsrunde einigten

sich die beteiligten Jugendorganisationen auf folgende Forderungen, die wir zugangsweise veröffentlichen:

1. Streckennetz ausbauen

Bisher schlecht oder gar nicht an den öffentlichen Personennahverkehr angebundene Stadtteile oder Wohnviertel sollen erschlossen werden. Dies ist im günstigsten Fall durch die Verlängerung einer bestehenden Straßenbahnlinie oder den Neubau einer Straßenbahnlinie zu erreichen. Wo dies nicht möglich oder nicht sinnvoll ist, regen wir an, über den Einsatz von Bussen, Kleinbussen oder Sammeltaxen (zu Tarifen der Kölner Verkehrsbetriebe) nachzudenken.

2. Beschleunigungsmaßnahmen und Fahrplan

Die Einrichtung von eigenen Spuren für Busse und Bahnen und von Vorrangschaltungen ist zügig voranzutreiben. An den Haltestellen ist ein bequemer und zügiger Einstieg zu ermöglichen. Die Bemühungen, die Fahrpläne besser aufeinander abzustimmen, sollten weiterverfolgt werden. Eine wesentliche Verbesserung ist durch die Einführung eines „rechnergestützten Betriebsleitsystems“ zu erreichen, die wir ausdrücklich unterstützen. Die zeitlichen Abstände, in denen die Straßenbahnen und Busse aufeinanderfolgen, sind zu verringern. Zumindest in den Nächten von Freitag auf Samstag, Samstag auf Sonntag und in der Nacht von einem Feiertag ist ein durchgehender Verkehr aufrechtzuerhalten.

3. Fahrpreis senken

Die für Januar 1989 geplanten Fahrpreiserhöhungen dürfen nicht durchgesetzt werden. Gleichzeitig mit dem weiteren Ausbau des Schienennetzes und anderen attraktivitätssteigernden Maßnahmen sind die Fahrpreise drastisch zu senken.

4. Verschiedene Einzelmaßnahmen

Wir fordern ein „Frauen-Nacht-Taxi“.

Entlang den Straßenbahnlinien sind ausreichend viele Park-and-Ride-Parkplätze – wenn nötig, auch auf zwei Ebenen – und Fahrradabstellanlagen einzurichten. Die Möglichkeiten der Mitnahme von Fahrrädern in Bussen sind zu verbessern.

Der Wetterschutz an den Haltestellen ist weiter zu verbessern.

5. Finanzierung

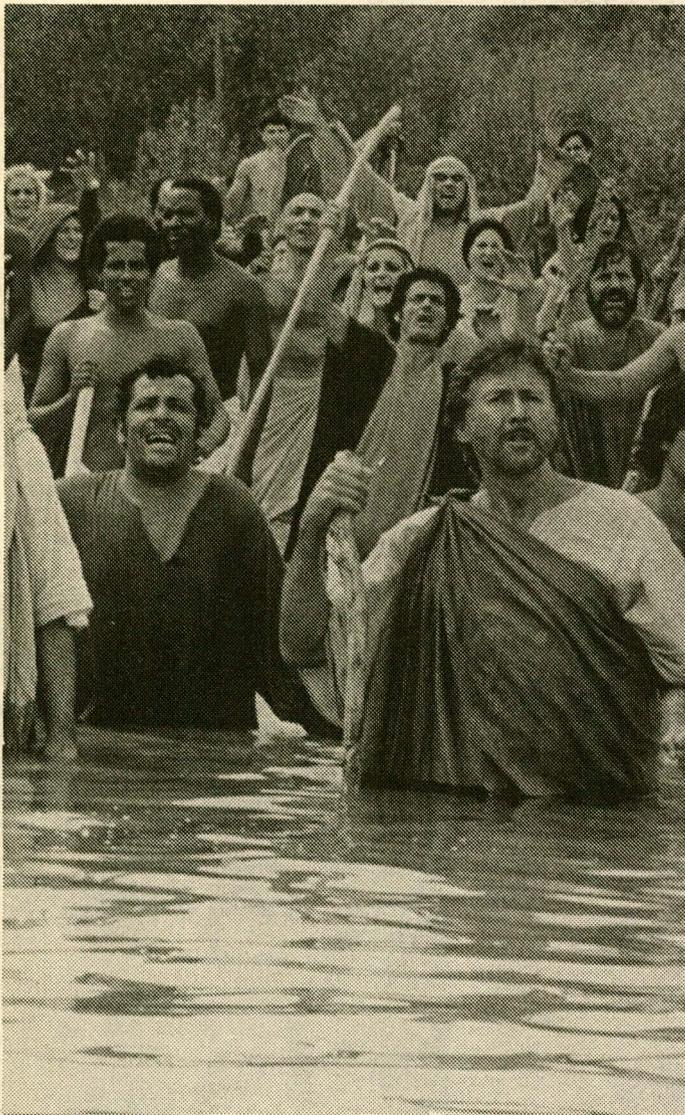
Geldmittel, die heute noch für den Straßenbau eingeplant sind, sollen umgeschichtet werden und zur Finanzierung der von uns zur Förderung des ÖPNV geforderten Maßnahmen eingesetzt werden.

Verfahren, wie die Unternehmen der Finanzierung des ÖPNV stärker beteiligt werden können, sind zu prüfen. Eine Möglichkeit ist die Einführung einer Nahverkehrsabgabe, die von den Unternehmen entsprechend ihrer Wirtschaftskraft erhoben wird. Eine zweite Möglichkeit stellt das Anrechnen der KVB-Fahrkarten auf den Kaufpreis (vergleichbar der Vergütung der Parkhausgebühren) dar.

Unterzeichnet sind diese Forderungen von:

Bezirksschülervertretung Köln, ASTA FH, ASTA Uni, DAG-Jugend, DGB-Jugend, Deutsche Jungdemokraten, Jugendwerk der Arbeiterwohlfahrt, Junge Arbeitnehmerschaft, Junge Liberale, JungsozialistInnen in der SPD, Naturfreund Jugend, Sozialistische Deutsche Arbeiterjugend, Sozialistische Jugend Deutschlands – Die Falken.

Silvesterfete am Scharmützelsee:



Badevergnügen für Eisbären

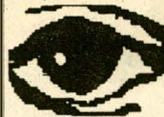
Mit Jugendlichen aus aller Welt gemeinsam das Jahr 1989 begrüßen. Musik hören, live on stage und aus der Dose. Baden? Nur für Eisbären geeignet. Filme gucken, lesen, radfahren, diskutieren über Lenin und die Welt, den Sozialismus kennenlernen aus erster Hand. All das und noch viel mehr erlebst du auf der Silvesterreise der SDAJ.

Ziel: Scharmützelsee, 60 Kilometer entfernt von Berlin.

Termin: 27. Dezember 1988 bis 2. Januar 1989.

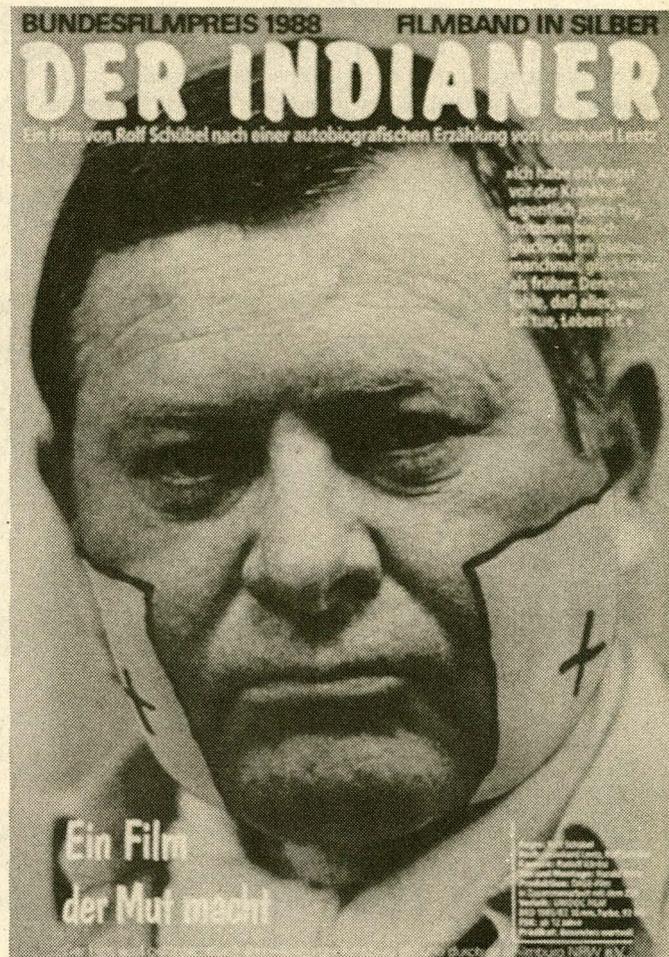
Abfahrt ab Dortmund und Hannover. Im Preis von 200 Mark sind enthalten: Hin- und Rückreise, Unterkunft, Vollpension, Teilnahme an den Programmpunkten.

Anmeldungen an: SDAJ-Bundesvorstand, Asselner Hellweg 106a, 4600 Dortmund.



UNIDOC

FILM & VIDEO
G M B H
BALKENSTR. 17-19
4600 DORTMUND 1
Tel. 02 31 / 5 77 90 47 48
Telex 8 22 292 plaen d
Fax 02 31 / 5 77 90 30



BRD 1985-87
16mm - Farbe - 93 Minuten
FSK ab 12 Jahren freigegeben
FBW besonders wertvoll

Pressestimmen

Cinema Hamburg Juni/88:

„Sie haben Kehlkopfkrebs.“ Die sachlich vorgetragene Diagnose trifft den Patienten völlig unvorbereitet. Außer einer chronischen Heiserkeit hatte er keine Beschwerden. Nach authentischen Aufzeichnungen eines Tumorkranken entstand dieses eindringliche Dokument, der beeindruckendste Film, der bislang zu diesem Thema gedreht wurde.

Der Spiegel 25/88:

„Der Indianer“, mit dem Bundesfilmpreis ausgezeichnet, läuft jetzt in deutschen Kinos. Es ist ein außergewöhnliches Dokument: Unsentimental und sensibel, ohne Abmilderung des Schrecklichen, porträtiert es einen tapferen kleinen Kerl mit großer Menschenwürde.

Jetzt bestellen für 1989 !!!

UNIDOC (0231 / 577 90 48)

PLATTEN

Siouxsie and the Banshees

Peepshow DGG

Die Band ist ein echtes Phänomen. Sie gehört zu den wenigen aus der Wiege des Punk, die immer noch überlebt. Grufties und andere Schwarzkittel klagen Siouxsie als Symbolfigur für ihr düsteres Verständnis der Welt als spinnenwebverhangene, nebelchwadige Hölle ein. Spätestens seit ihrer Cover-Versions-LP „Through The Looking Glas“ ist klar, daß Siouxsie nicht in ein Schema paßt, ja eigentlich nie ge-

paßt hat. Sie selbst sagt: „Es geht darum, nie zufrieden zu sein, immer vorwärts zu kommen. Ich sehe nie zurück. Man muß nach etwas wirklich Fesselndem suchen. Ein gewohnter Sound ist langweilig und reizlos.“ Auf „Peep Show“ wird diese Prämisse konsequent umgesetzt.

In der Tat findet sich in dem Stück „Peek-A-Boo“ ein Beitrag zur „PorNo-Debatte“ mit einer Darstellung der verkümmerten Seelen von Spannern und Peeperinnen. Das lyrische Werk ist allerdings so komplex, daß es in wenigen Sätzen kaum zu beschreiben ist.

Musikalisch bricht Siouxsie mal wieder Konventionen. Der Lead-Gitarrist wurde endgültig in den Background verbannt. Akkordeon und Streicher pügen ausnahmslos die Melodien. Schöne Melodien mit dem Hang zu Ohrwürmern, schaurig und lustvoll, daß man sich nicht satt hören kann, poppig und disharmonisch. Keine LP für eine Schublade. Eben typisch Siouxsie.

NK

Level 42

Staring at the Sun

DGG

Ob „Level 42“ mit dieser LP den Erfolg des Klassikers „Running in the family“ wiederholen kann, ist fraglich. Zu wenig hitverdächtiges Material ist auf „Staring at the sun“. Einzig „Heaven in my hands“, bereits als Single ausgekoppelt und vielleicht „Tracie“ können an den alten Standard von percussiongeladenem Funk heranreichen. Der Rest sind seichte Streicheleinheiten, die eine gewisse Langeweile verbreiten. Der Hang zum Swing-Jazz ist unverkennbar und hängt vielleicht mit dem Wechsel in der Stammformation zusammen (für Phil Gould kam der Jazz-Trommler Gary Husband). Damit wird „Level 42“ wohl auch vom Disco-Dance-Floor in die schummerige Atmosphäre von Cocktail-Bars verschwinden, denn nicht mal die schnulzigen Texte reizen zum intensiven Zuhören.

NK

Gentlemen Without Weapons

Transmission

DGG

Dieses Werk reizt zu einer ausführlichen Beschreibung, denn es setzt absolut neue Maßstäbe und ist in seiner Entstehung einzigartig. Zwei Jahre arbeiteten die drei Musiker an diesem Projekt, in das sie über 2000 Studiostunden und eine akustische Spurensicherung sondergleichen investierten.

Da wurden die Klänge von Löwen, Affen, Elefanten, Kamelen, Termiten, Klapperschlangen, Kröten, Pfauen, Walen oder prosaischer die eines eingeschlagenen Nagels, eines Gummibandes, des Kratzens auf dem Kopf, tropfender Wasserhähne und vieler anderer Sounds gesammelt und durch einen Supersynthesizer zu einzigartigen Percussionstracks und Klangharmonien verschweißt. Thema ist

FILME



Einer trage des anderen Last

Regie: Lothar Warneke

Soll man einem „Rambo“-Verleiher Geld für Kinokarten in den Rachen werfen? Im Prinzip nein, aber diesmal doch! Denn ausgerechnet Scotia-Cannon bringt mit Lothar Warnekes „Einer trage des anderen Last...“ den DDR-Kinohit des Jahres in unsere Kinos! Nicht aus Sozialismus-Sympathie, sondern weil der Rekordbesuch in der DDR (über 1,5 Millionen Besucher) wohl auch bei uns eine gute Kasse verspricht. Denn Warnekes Film trifft einen Nerv vieler aktueller Diskussionen. Mit einer Leichtigkeit und einem Humor, die man bei diesem Thema kaum vermuten würde, erteilt er uns eine Lektion über die Notwendigkeit des Dialogs zwischen Christen und Marxisten, die trotz der historischen „Verkleidung“ brandaktuell ist. Seine „ernste Komödie“ um die mühsame Annäherung zwischen einem evangelischen Vikar und einem Volkspolizisten in einem Sanatorium sollte für Linke ein „Muß“ sein, das außerdem Spaß macht.

H. Sch.

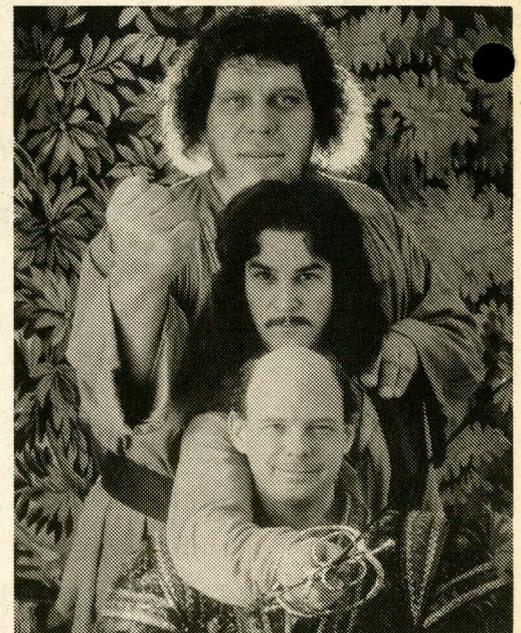


Die Kommissarin

Regie: Alexander Askoldow

Von der Überwindung ideologischer Barrieren handelt auch Alexander Askoldows „Kommissarin“, eine Kinosenation schon wegen ihres 20jährigen Verbots durch die Zensur. Aber die diversen Festivalpreise galten auch der künstlerischen Qualität, der längst rar gewordenen Bildkraft und den überragenden Darstellerleistungen von Nonna Mordjukowa und Rolan Bykow. Askoldows Film spielt vor dem Hintergrund des Bürgerkriegs nach der Oktoberrevolution. Eine Politkommissarin der Roten Armee muß sich vor den Weißen verstecken, da sie als Hochschwangere den Rückzug ihrer Einheit nicht mitmachen kann. Ihre unfreiwilligen Gastgeber, eine jüdische Familie, begegnen ihr zuerst offen feindselig, aber unter der gemeinsamen Bedrohung wächst bald menschliches Mitgefühl, sogar fast Freundschaft. Eine humane Botschaft, auch nach 20 Jahren unvermindert aktuell.

H. Sch.



Die Braut des Prinzen

Regie: Rob Reiner

Dunkle Schluchten, geheimnisvolle Wälder und drei wilde Wegelagerer vom Typ Musketier oder Sieben Schwaben, und ein grippekranker Dreikäsehoch, dem so etwas in Zeiten von Videomonstern gerade noch ein Gähnen abringt. Die erschreckliche Geschichte von der Liebe zwischen Stallburschen und Prinzessin und vom bösen Prinzen, der beiden ans Leder will, und dazu des gelangweilten Steppke Kommentar, das stamme ja wohl, igitt!, aus einem „Knutschbuch“.

Die Zutaten zu Rob Reiners Film verraten es: „Die Braut des Prinzen“ ist weder ein Märchenfilm noch ein Abenteuer à la Zorro, sondern die funkensprühende Parodie auf beide, mit kabarettreife Glanzstücken wie einem Giftwein-„Duell“ und augenzwinkernder Selbstironie. Und die Rahmenhandlung mit Peter Falk als liebevoll altmodischem Opa sorgt dafür, daß auch unsere Gegenwart ihr „Fett abbekommt“.

H. Sch.

die Sorge um die Zukunft unseres Planeten, der vom sauren Regen, der Zerstörung der Regenwälder, vom Aussterben bedrohter Rassen, den Folgen des Ozonlochs bedroht wird. Der gemeinsame Nenner ist, daß nur die Harmonie zwischen allen Lebewesen ein Überleben ermöglichen wird.

Um dieser Botschaft einen adäquaten Ausdruck zu verleihen, wählten die Musiker dieses einzigartige Aufnahme-konzept. Mit dem intensiven Einsatz der menschlichen Stimme ist eine Identität von Messa-ge und Medium entstanden: Die Worte handeln von der Natur, und die Töne stammen aus der Natur selbst. Diese LP verdient es, in die Liste der ewigen Klassiker aufgenommen zu werden.

NK



Lizzy Mercier Descloux

Suspense
DGG

Lizzy Mercier Descloux, gebürtige Südfranzösin, wohnhaft in New York, weitgereist, nahm mit Musikern aus Soweto und Rio Platten auf, lange bevor Paul Simon Bahn für den Ethno-Pop brach.

Sie präsentiert uns mit „Suspense“ („Spannung“) ein Werk der Multikultur als Reminiszenz an die bisherigen Stationen ihres Lebens. Da sind die Schnodderigkeit der Punk- und New-Wave-Jahre, die Eleganz der Latino-Rhythmen mit einem Schuß Tango, französischer Charme, die karibische Lässigkeit des Reggae und die hektische Betriebsamkeit der Metropole New York.

Jedes Stück ist jeweils typisch instrumentiert und durch den Einsatz englischer Topmusiker perfektionistisch schön, aber nicht steril, denn die variantenreiche Stimme Lizzys verbreitet eine bizarre Stimmung.

Der Titel konnte für die LP nicht treffender gewählt werden, denn jeder Augenblick ist voller Spannung und scheint unwiederbringlich.

NK



Freddy McGregor

20. 11. Düsseldorf, 21. 11. Hannover, 22. 11. Hamburg, 23. 11. Bielefeld, 24. 11. Westberlin, 27. 11. München, 28. 11. Frankfurt.

Willy Deville

14. 11. Unterföhring, 15. 11. Tuttlingen, 17. 11. Erlangen, 21. 11. Stuttgart, 22. 11. Frankfurt, 23. 11. Oberhausen, 25. 11. Bremen, 26. 11. Hamburg, 27. 11. Westberlin, 29. 11. Rastatt, 30. 11. Mannheim.

Archie Brown and the Young Bucks

16. 11. Köln, 17. 11. Fulda, 18. 11. Wiesbaden, 19. 11. Dortmund, 23. 11. Hannover, 24. 11. Nürnberg, 25. 11. Düsseldorf, 26. 11. Hamburg, 27. 11. Darmstadt.

Iggy Pop

4. 11. Westberlin, 14. 11. Hamburg, 15. 11. Offenbach, 17. 11. Düsseldorf, 18. 11. München.

Dietrich Kittner

4. 11. Neuwied, 5. 11. Kirchheim-Boland, 6. 11. Langenselbold, 7. 11. Herborn, 8. 11. Nauheim, 9. 11. Ahnatal, 10. 11. Marburg, 11. 11. Gießen, 12. 11. Hockenheim, 14. 11. Eching, 15. 11. Bamberg, 18. 11. Pegnitz, 19. 11. Offenbach, 20. 11. St. Vith, 22. 11. Schneverdingen, 24. 11. Weener, 25. 11. Delmenhorst, 26. 11. Enger, 27. 11. Schütorf, 29. 11. Ibbenbüren, 30. 11. Holzminde.

Die Goldenen Zitronen

2. 11. Biberach, 3. 11. Stuttgart, 4. 11. Offenburg, 5. 11. Crailsheim, 6. 11. Nürnberg, 8. 11. Würzburg, 9. 11. Bochum, 10. 11. Lüneburg, 11. 11. Kiel, 12. 11. Bremerhaven, 13. 11. Bielefeld, 14. 11. Aachen, 16. 11. Wuppertal, 17. 11. Mainz, 18. 11. Homburg/Saar, 19. 11. Bamberg, 21. 11. Hamburg, 22. 11. Braunschweig, 24. 11. Hildesheim, 25. 11. Hannover, 26. 11. Nordenham.

Lydie Auvray

16. 11. Kiel, 18. 11. Nordenham, 19. 11. Hannover, 20. 11. Gütersloh, 21. 11. Köln, 22. 11. Dorsten, 23. 11. Burscheid, 24. 11. Fulda, 25. 11. Heilbronn, 30. 11. Düsseldorf.

Herman van Veen

3. und 4. 11. Lübeck, 5. und 6. 11. Flensburg, 10. 11. Kaiserslautern, 11. und 12. 11. Saarbrücken, 17. 11. Regensburg, 18. und 19. 11. Würzburg, 23. und 24. 11. Nürnberg, 27. und 29. 11. Münster.

Purple Schulz

4. 11. Troisdorf, 5. 11. Höhr-Grenzhausen, 6. 11. Bad Salzuflen, 7. 11. Kiel, 8. 11. Bremen, 9. 11. Hamburg, 10. 11. Gütersloh, 11. 11. Münster, 12. 11. Hannover, 14. 11. Northeim, 15. 11. Bad Neustadt, 17. 11. Ludwigshafen, 18. 11. Biebergemünd, 20. 11. Saarbrücken-Illingen, 21. 11. Kaiserslautern, 22. 11. Erlangen, 23. 11. Rottweil, 24. 11. Stuttgart-Ludwigsburg, 25. 11. Bamberg-Gunzendorf, 26. 11. Fulda-Künzell, 27. 11. Frankfurt, 29. 11. Gießen, 30. 11. Bochum.

Walter Mossmann

11. 11. Passau, 12. 11. Limburg, 25. 11. Remshalden, 26. 11. Rastatt, 29. 11. Darmstadt, 30. 11. Kaiserslautern.

Morgenland/Yarinistan

4. 11. Hannover, 9. 11. Leverkusen, 19. 11. Lichtenau, 26. 11. Stuttgart.

Metallica

1. 11. Frankfurt, 2. 11. Stuttgart, 3. 11. Regensburg.

Bon Jovi

4. 11. Stuttgart, 6. 11. Frankfurt, 18. 11. Nürnberg.

Sugarcubes

13. 11. Hamburg, 14. 11. Westberlin, 17. 11. München, 18. 11. Frankfurt, 19. 11. Köln.

John Hiatt

12. 11. Hamburg, 14. 11. Westberlin, 15. 11. Düsseldorf, 16. 11. Frankfurt, 18. 11. München, 19. 11. Ludwigshafen.

BAP

5. 11. Frankfurt, 6. 11. Kaiserslautern, 8. 11. Heidelberg, 11. 11. Lichtenfels, 12. 11. Würzburg, 14. 11. Ellwangen, 15. 11. Regensburg, 21. 11. Böblingen, 22. 11. Karlsruhe, 23. 11. Offenburg, 27. 11. Ravensburg, 29. 11. Ludwigshafen.

Heinz Rudolf Kunze + Verstärkung

11. Frankfurt, 3. 11. Bochum, 4. 11. Münster, 6. 11. Aschaffenburg, 7. 11. Stuttgart, 8. 11. München, 9. 11. St. Wendel, 11. 11. Düsseldorf, 12. 11. Minden, 13. 11. Baunatal, 14. 11. Gießen, 15. 11. Paderborn, 17. 11. Heidelberg, 18. 11. Trier, 19. 11. Limburg, 20. 11. Mainz, 21. 11. Fürth, 23. 11. Beverungen, 24. 11. Stadthagen, 25. 11. Hildesheim, 26. 11. Lüneburg, 28. 11. Braunschweig, 29. und 30. 11. Osnabrück.



DER WEG AUS DEM LABYRINTH

CHALK CIRCLE "Mending Wall"



CD 87002 LP 87001 MC 8701
Single "April Fool" 87003

Musikjournalisten wählten sie zur: "Best Non-Recording Band of Canada". Folge: Ein Plattenvertrag, eine Mini-LP ("Great Lake") und jetzt mit "Mending Wall" eines jener seltenen Debutalben, die auf Anhieb Goldstatus erreichen.

Chalk Circle – zwingender, temporeicher Gesang kontrastierend mit einem melodisch, dunklen Sound.

Chalk Circle – ein neuer Name in der Phalanx der kanadischen Rock-Größen.

TV

- 4. 10. „Teleillustrierte“, ZDF
 - 8. 10. „Gut drauf“, WDR III
 - 10. 10. „Live aus dem Schlachthof“, BR-regional
 - 15. 10. „Up'n Swutsch“, Bremen
- ab 16. 10. Powerplay auf Tele 5
Tournée: Januar '89

ihre erste Album „From The Hip“, Atemberaubend – wie die überwiegend akustisch orientierte Musik – die Geschwindigkeit, mit der die Boys nach vorne drängen. Außergewöhnlich – wie die Arrangements auf dem Album – die Professionalität der Band. •

ARCHIE BROWN & THE YOUNG BUCKS "Bring Me The Head Of Jerry Garcia"



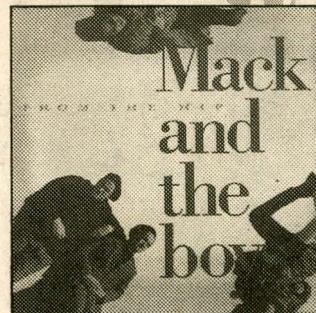
CD 87012 LP 87011 MC 8711
Single "Prisoner" 87013

Ein musikalisches Minimalkonzept von intimer Ausstrahlung. Folk & Country-Rock der Neuen Generation. Eine Produktion ohne Computersounds und andere synthetische Klangverfremdungen.

Archie Brown & The Young Bucks – die fesselnde Wirkung von Musik pur.

Tournee: November '88

MACK & THE BOYS "From The Hip"



CD 87009 LP 87008 MC 8708
Single "Heaven" 87010

Von London, wo sie Live-Erfahrung in diversen Clubs sammeln, gehen sie nach Paris.

Hier entdeckt sie Alain Maneral, Top-DJ von Europe 1. Gemeinsame Auftritte mit Carmel, Working Week und Frankreichs „außergewöhnlichstem Rock-Star“ – Jacques Higelin – folgen. Sechs Monate später produzieren sie

THE BOX "Closer Together"



CD 87006 LP 87005 MC 8705
Single "Closer Together" 87007

Gegründet von Jean Marc (Ex-Men Without Hats), beeinflusst von Klassik über Folk bis Rock präsentieren THE BOX heute eine Form der Popmusik, von der sie sagen: „Wir wollen, daß das Publikum beim Hören unserer Musik von ihr getragen wird.“ Direktheit, die berührt und bewegt. Popsongs von gekonnter Schlichtheit. „Das kenn ich doch...“

Schon von weitem ist auf dem Bremer Marktplatz ein Texaco-Bohrturm zu sehen. Er steht in einem aus einer blauen Plastikplane und Sand nachgebildeten Wattenmeer. Auf dem Sand liegen tote Vögel. Am Rathaus ein großes Transparent: „Die Texaco-Bohrinsel bedroht das Wattenmeer“. Mit dieser Aktion protestierten Anfang Oktober die SDAJ und die BUND-Jugend Bremen gegen die Texaco-Ölbohrungen im ökologisch schwer geschädigten Wattenmeer.

Ein Mädchen, als „Der letzte Vogel“ verkleidet, schrie: „Ich bin der letzte Vogel, all meine anderen Tiergenossen mußten wegen der Profitgier von Texaco ihr Leben lassen. Schon ein fünfmarkstückgroßer Ölfleck würde auch mein Leben vernichten.“

Viele Passanten blieben stehen, informierten sich, verfolgten das Streitgespräch zwischen dem „letzten Vogel“ und einem „Texaco-Vertreter“. SDAJ und BUND-Jugend rufen zum Boykott von Texaco auf, um die Ölbohrungen zu stoppen.

Texaco und der letzte Vogel



Vogel

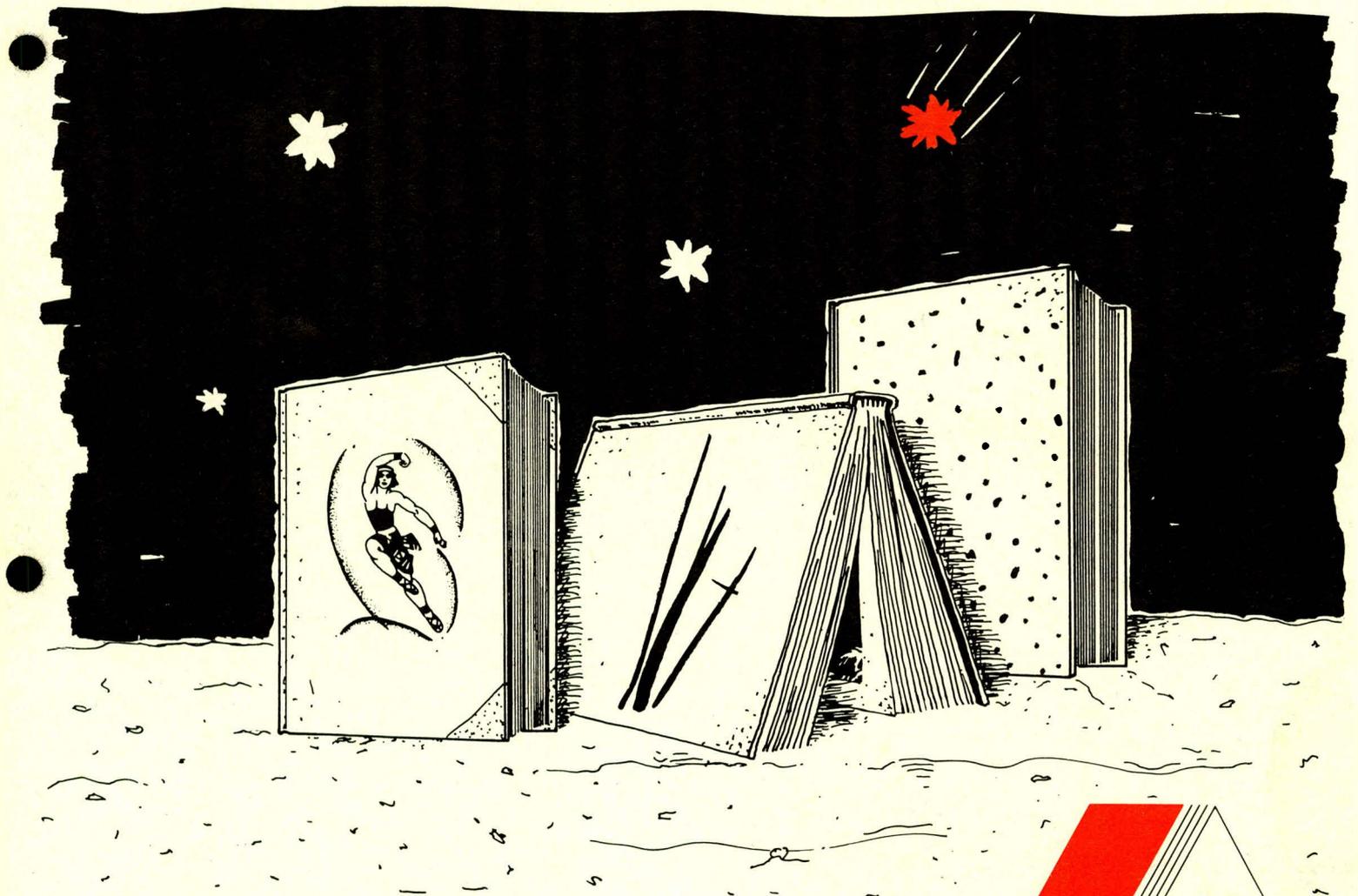


Guten Appetit!

Kleinanzeige

Achtung Skifans! Skifreizeit mit der SDAJ, Termin: 30. 1.-11. 2. 1989, Ort: Harrachow/CSSR, Preis: 400 DM. Weitere Infos: SDAJ-Bundesvorstand, Asselner Hellweg 106a, 4600 Dortmund 13

AKZENTE für das Schenken und Denken.



Schenken ist Kommunikation, drückt Neigung und Zuneigung aus, Wertschätzung, Mut und Einstellung. Ganz gleich, wie Sie zu den tradierten Festen stehen, ob Sie mit Freude und aus vollem Herzen oder aus Verpflichtung und Tradition schenken: **WIR RATEN ZU BÜCHERN!**

Bücher, mit denen Sie den unterschiedlichsten Menschen auf die unterschiedlichste Weise zeigen können, wie Sie denken: Über die Erste und die Dritte Welt, über Anlässe und Ereignisse, Probleme und Lösungen, Vergangenheit und Zukunft – und über die Beschenkten.

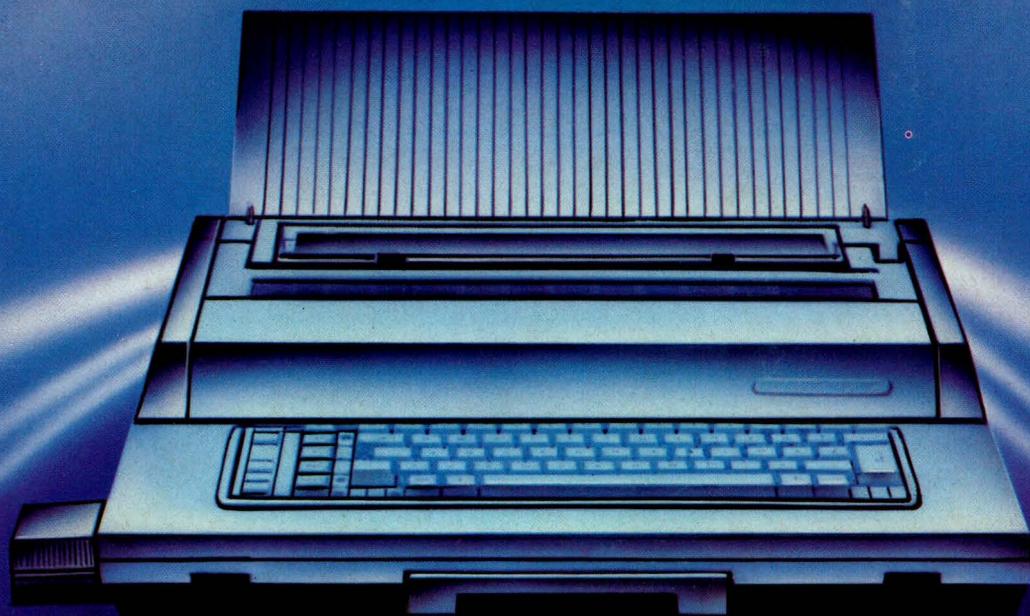
AKZENT: Bücher per Post
Ackerstr. 3, 4000 Düsseldorf 1



AKZENT
BUCHHANDLUNGEN

F 2952 E – Postvertriebsstück

Wird hohen Ansprüchen gerecht –



Erika 6006

Sie ist komfortabel ausgestattet und modular erweiterungsfähig. Sie ist gut geeignet für den privaten Bereich und als leistungsstarke „Zweite“ im Büro. Sie kann mit Moduleinschüben zur Speichererweiterung, für Interface-Schnittstellen sowie zum rationellen Fakturieren komplettiert werden. Die Erika 6006 wird Sie überzeugen.

Robotron Export-Import
Volkseigener Außenhandelsbetrieb der
Deutschen Demokratischen Republik
Allee der Kosmonauten 24
Berlin, DDR-1140

robotron